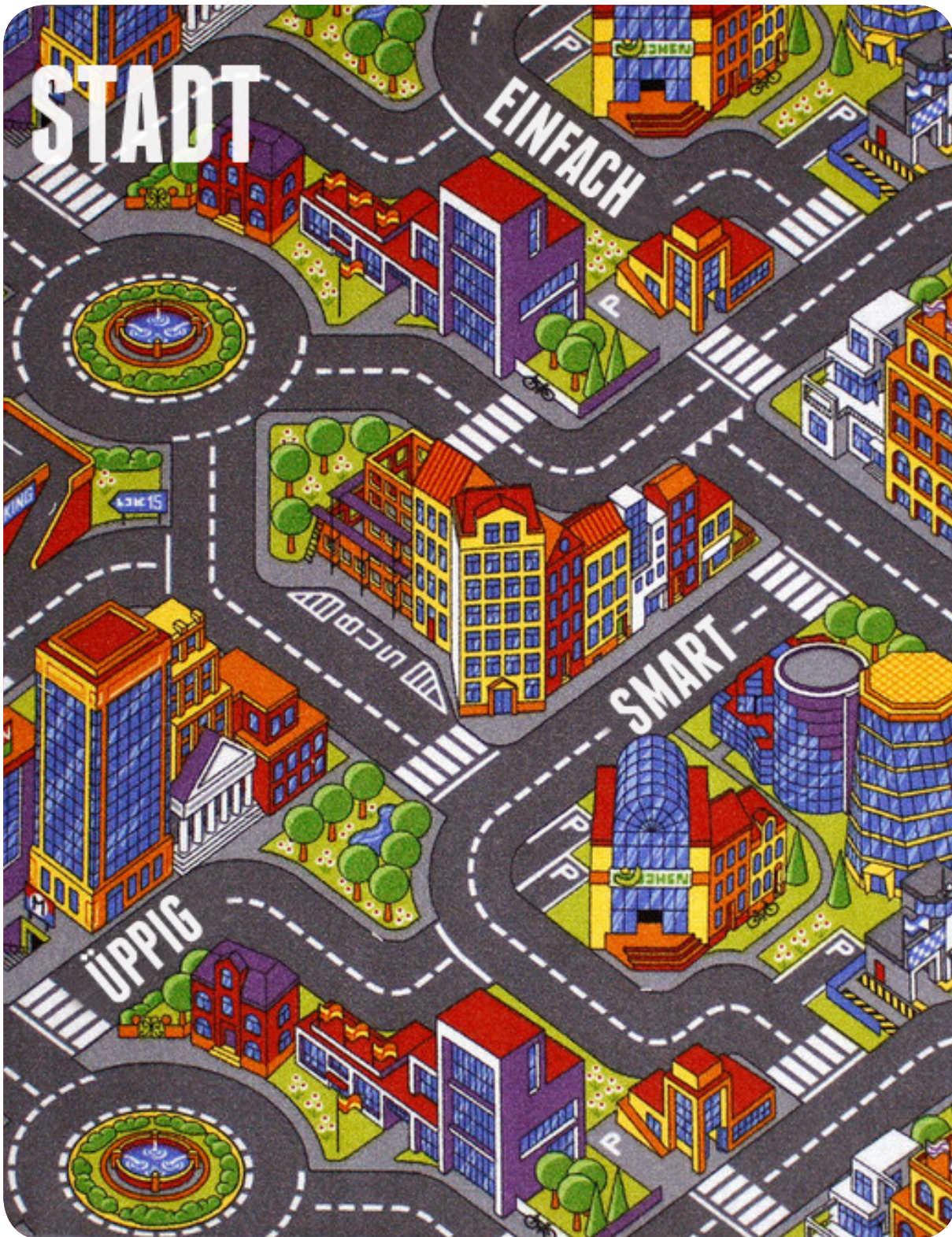


# δύναμις

Studierendenzeitschrift der KU Linz



Artikel  
aus den  
Fachbereichen  
*Theologie*  
*Philosophie*  
und  
*Kunstwissenschaft*

Juni 2016  
Ausgabe 21

# INHALT

## THEOLOGIE

Warten auf ein Wunder .....	4
Utopia im Urwald .....	20

## KUNSTWISSENSCHAFT

Leere. Kunst. Transformation .....	11
Jerusalem. Ein Reisebericht .....	27

## PHILOSOPHIE

Smarte Reflexionen über intelligente Dinge (?) .....	6
Der Türstock .....	12
Heterotopien - Andere Räume .....	14
Ritual .....	30

## FORUM MUSIK

Henry Ford und die Musik vom Fließband .....	32
--	----

## FORUM LITERATUR

Blick aus dem Fenster .....	8
Der Stadtrat. ....	17
Abstieg zu Höhenrausch .....	23
Stadt. Schuhe. Gehen. ....	24

# EDITORIAL

In Platons Staat wird um eine geeignete Definition des Wesens der Gerechtigkeit gerungen. Nacheinander werden alle vorgebrachten Einfälle auf irrtümliche Annahmen hin abgeklopft, bis Sokrates den Dialog in eine andere Richtung lenkt: Zwar ist die Gerechtigkeit eine Eigenschaft, die dem Individuum zukommt, aber anhand eines größeren sozialen Gebildes – der Stadt – lässt sich das Gerechte viel eher erkennen. So nimmt das folgende, inhaltlich „leicht abgeänderte“ Gedankenexperiment seinen Lauf:

Stellen wir uns also vor, wir würden dabei zusehen, wie eine Stadt entsteht. Wohl deshalb entsteht ein solcher Ort, weil die Menschen sich nicht selbst genügen, sondern einander brauchen, sie bedürfen ja vieles. Jerusalem, Detroit oder eine jesuitische Stadt in Lateinamerika zum Beispiel könnten so entstanden sein. Es werden also Genossen und Gehilfen an einem schönen Ort versammelt und gemeinsam kümmert man sich um die wichtigsten Dinge zuerst: Nahrung, Wohnung und Bekleidung. Die notdürftigste, einfachste Stadt bestünde demzufolge aus Landwirt\_innen, Architekt\_innen und Modedesigner\_innen – aber auch Handel mit anderen Städten, und deshalb Markt und Münze, werden für diese erste Stadt benötigt, die eine rechte und gesunde zu sein scheint.

Doch darf nicht vergessen werden, dass dem Stadtmenschen auch der Genuss sehr eignet, ob an Farben oder Geschmacksrichtungen – alle Sinne wollen bespielt werden! Ohne Zukost, scheint es, wird man nicht weit kommen. Auch Kunst- und Kulturangebot möchte gesehen werden, sowie bunte Gewänder, weiche Polster, Schmuck und allerlei schönes Zeug; ja und wenn´s im Winter zudem noch Erdbeeren gibt, dann ist man besonders froh. Da erfreuen sich die Gehenden gleich viel eher an dem Bild ihrer nun üppigen Stadt – und vielleicht erst jetzt entwickeln sich Rituale des Spazierens und Flanierens am Morgen oder am Abend. Gleichwohl darf es auch an gut ausgebildeten Ärzt\_innen nicht fehlen, wo sich doch viele der Bürger\_innen zu oft zu satt essen werden am reichen kulinarischen Angebot dieser üppigen Stadt.

Aus dem Fenster in die Straßen einer solchen nicht-mehr-einfachen Stadt zu blicken, kann die Augen durchaus in große Unruhe versetzen: Differenzen überall, überwältigende Mannigfaltigkeit, Reich und Arm, Groß und Klein, Dick und Dünn, Hell und Dunkel... Zum Glück ist dem üppig gewordenen Komplex noch ein weiterer Schritt über sich selbst hinaus möglich: Die intelligente Stadt weiß sich der Differenzen zu bemächtigen. Sie schleust alle unpässlichen Unterschiede durch ihren binärisierenden Kanal. Sie smartifiziert alle vorhandenen urbanen Elemente bis zur totalen Reibungslosigkeit und erstrahlt sonach in greller Intelligenz.

Aber ob das noch mit rechten Dingen zugeht? Das wird zu diskutieren sein.

# WARTEN AUF EIN WUNDER?

Zu Besuch in der  
Grabeskirche

An einem Ort  
voller Geschichte

Jerusalem. Menschenschlangen, an irgendeinem Tag im Februar 2014 um halb acht Uhr früh. Hinter unserer Gruppe wird abgesperrt, kein weiterer Zutritt mehr; für wie lange weiß ich nicht. Blaue Absperrgitter mit weißen hebräischen Buchstaben links und rechts von mir. Vor mir, hinter mir und neben mir unterhalten sich meine Mitreisenden gedämpft (immerhin befinden wir uns in einer Kirche) im Mühlviertler Dialekt. Wie fremdartig und exotisch mag diese Sprache wohl auf die Einheimischen wirken? Während ich darüber nachsinne, schweige ich teils gelangweilt vom Warten, teils wieder ermüdet und teils erwartungsvoll gespannt. Ich und die Menschen um mich herum sind Pilger\_innen aus den Pfarren Hirschbach im Mühlkreis und Schenkenfelden, die im Rahmen der Diözesanwallfahrt nach Israel gereist sind. Wie für die anderen sind auch für mich viele Eindrücke neu und verursachen Gesprächsbedarf; nur nicht um diese, für viele Student\_innen nachtschlafende, Uhrzeit... We-

gen der weichen Laute und Umlaute würde ich als Unkundige\_r vielleicht zuerst auf eine Art Französisch tippen. Womöglich interessiert es die Einheimischen wegen der vielen Touristen aber auch gar nicht mehr. Ah, die Menge bewegt sich weiter. Zwei, drei Schritte. Mit meinen 1,60 m ist es mir nicht möglich zu sehen, was sich ein paar Meter weiter vorne abspielt. Den meisten Männern in der Gruppe reiche ich sowieso nur bis zur Schulter, was mir den Blick versperrt. Eine Erfahrung, die ich schon von vielen anderen Veranstaltungen kenne und ein Umstand mit dem ich leben muss. High-Heels wären jetzt schon sehr praktisch. Nur Geduld, sage ich mir, bald bin ich an der Reihe... Der Ort ist geschichtsträchtig, ohne Frage. Im Studium habe ich etwas von der spanischen Nonne Egeria gehört, die vor vielen Jahrhunderten hier die Liturgie mitgefeiert hat. Der ganze Raum muss von Kerzenlicht erfüllt gewesen sein. Wie sie bin ich in diesem Augenblick an einem der wichtigsten Orte, nein, dem

wichtigsten Ort der Christenheit. Gerade mal drei Meter vor mir ist der Platz, an dem Jesus Christus drei Tage im Grab lag und von den Toten auferstand. Wie eigenartig. Es fühlt sich gerade so unwirklich an, mit all den Menschen rundherum, den Gesprächen und dieser unscheinbaren grauen Kapelle inmitten einer Kirche und ohne die Spur eines Gartens. Mir fällt auf, dass ich hungrig werde, weil wir das Hotel ohne Frühstück verlassen haben. Im Geiste rekapituliere ich, wo wir heute schon waren: auf der Via Dolorosa, dem Kreuzweg durch die Altstadt, wo wir Andacht hielten, während ringsum die Händler ihren morgendlichen Betrieb aufnahmen. Dann erreichten wir die Grabeskirche, wo Orthodoxe anwesend waren und beteten. Ein Besuch beim Stein, wo Jesus gesalbt wurde, dann die Treppe hinauf zum Golgota-Felsen. Allein, ich habe ihn nicht sehen können vor lauter Besucher\_innen und Verehrer\_innen. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben (Joh 20,29), tröste ich mich. Trotzdem, irgendetwas möchte ich sehen, wenn ich schon mal hier und extra deshalb so viele Kilometer gereist bin. Vermutlich bin ich mit diesem Bedürfnis nicht die Einzige – sonst ist es nicht zu erklären, dass die Besucher\_innen einfach jeden Winkel der Kirche erkunden wollen, unter den Golgota-Altar kriechen und den Stein darunter spüren und küssen(?) wollen. Alles Übrige, was irgendwie heilig sein könnte, ist verschlossen und unter Glas, weil es so viele Menschen antatschen würden. Pilgerorte leben anscheinend gut vom Verlangen ihrer Besucher\_innen, es möge etwas vom Heiligen/Göttlichen auf sie abfärben und von der Erwartung einer tiefen spirituellen Erfahrung; oder sogar eines Wunders. Eigentlich gibt es an Pilgerstätten nichts mehr zu sehen – das ursprüngliche Wunder ist schließlich längst vorbei und wird nicht wegen der Besucher\_innen zur vollen Stunde neu „aufgeführt“.

Vielleicht lässt sich das ein wenig mit den persönlichen Erinnerungsorten vergleichen, die wohl jede\_r von uns gerne hin und wieder aufsucht, weil man dort einmal etwas Schönes erlebt hat. Nämlich um sich die Vergangenheit zu vergegenwärtigen und mit dem Gedanken an früheres Glück gestärkt, nach einer Weile lächelnd weiterzuziehen. So betrachtet erscheint es

vielleicht schon weniger absurd, ein Grab zu besuchen, dessen einziger Sinn und Zweck es ist, leer zu stehen. Das Glück der Auferstehung hat dann zwar jemand anders für mich erlebt, aber ich darf daran Anteil nehmen und mich freuen, als wäre ich selbst dabei gewesen. Nicht schlecht.

Ah, es geht weiter und ich bin in der ersten Reihe. Vor mir sehe ich, wie zwei Leute in die Kapelle gehen. Nach nicht einmal einer Minute verlassen sie sie auch schon wieder. Die Zeit ist streng durchgetaktet, weil: trotz hunderter Menschen soll doch jede\_r hineinkommen können, der\_die möchte. Los, wir sind dran! Ich erinnere mich an weiße Wände, eine ausgestreckt daliegende Christusfigur in Lebensgröße, rote Lichter und Blumen; ich knie nieder, bekreuzige mich und schon bin ich wieder draußen aus der Kapelle. Das war alles? Ein Ultrakurzbesuch im heiligen Grab und am Auferstehungsort Christi. Ich kann nicht sagen, dass ich verändert wegging; es war ein wichtiger Moment, aber auch nur das – ein Augenblick.

Spätestens beim Frühstück kam das Nach-Denken. Bewegender war für mich eher der gesamte Ort Grabeskirche wo wir uns relativ lange aufhielten, weniger ihre Einzelheiten. Nachträglich empfinde ich sie sogar als den Höhepunkt unserer Reise. Wann immer ich auch daran zweifle, dass etwas so enorm Wichtiges an exakt jener Stelle geschehen sein soll, wo ich gerade bin, halte ich mich an die Worte unserer Reiseführerin, die so schön sagte: „Es ist nicht so wichtig, wo es passiert ist, sondern dass es passiert ist.“

**Menschen  
die hoffen,**  
*dass das Heilige  
auf sie abfärbt*

**Endlich in der  
ersten Reihe,**  
*los geht's*

# SMARTE REFLEXIONEN

über intelligente Dinge (?)

Im Zuge der Digitalisierung werden die größten zukünftigen Ballungsräume „Smart Cities“ bzw. „Intelligente Städte“ sein. Auch die österreichische Hauptstadt Wien hat sich vor nicht langer Zeit dieses Etikett verpasst und gibt sich als „Smart City Vienna“ in „pfiffig-eleganter“ Manier – das sind zwei der vielen Bedeutungen des Wortes „smart“, das dem Deutschen im 19. Jahrhundert aus dem Englischen einverleibt wurde.

## [TO (BE)] SMART

Das Adjektiv smart ist ein vieldeutiges: elegant, schlau, klug, gerissen, schick, gepflegt, intelligent – je nach zu attributierendem Subjekt. He's dead smart, also ganz gerissen; oder: Look smart! – „Beeil' dich!“; smart boots sind adrette Stiefel und smart bombs werden durch Laser gelenkt – wahrscheinlich werden diese in smart factories hergestellt, die mit dem smart grid verbunden sind, dem intelligenten Stromnetzwerk; daran sind auch die smart homes angeschlossen, die mittels smart meter ihren Stromverbrauch datenmäßig übermitteln – zur Kontrolle; dann gäbe es noch das smart money – aber halt: „Schmerzensgeld“? Das englische Verb to smart bedeutet soviel wie „schmerzen, brennen, sich stechend schmerzhaft anfühlen“ oder – figurativ – „sich aufgebracht und zornig fühlen“; es stammt aus dem altenglischen smeortan „schmerzvoll sein“, zu althochdeutsch smerzan, wie mir das Wiktionary mitteilt. Das Substantiv smart steht für den deutschen „Schmerz“ und mit dem Verb to smart gelangen auch einige schöne Wortverbindungen: to smart from sth. „seelisch unter etw. leiden“; to smart over sth.

„über etwas gekränkt sein“; to smart under sth. „unter etw. leiden“ – ich erinnere mich an einen Comic namens „Clever & Smart“, den ich früher gerne gelesen habe: Werden wir in der Zukunft als „Clever Citizens“ in „Smart Cities“ leben? Oder anders ausgedrückt: Are we clever enough not to smart from smart cities as citizens who claim to be so clever?

## INTELLIGENT SEIN

Das Adjektiv intelligent stammt von lateinisch intelligens „einsichtig, verständig“, dem Partizip Präsens des Verbs intellegere „verstehen, erfassen, erkennen“, zusammengesetzt aus der Vorsilbe inter- „zwischen“ und legere „sammeln“, wobei letzteres auf das altgriechische λέγω „lesen, erzählen, auflesen, sammeln“ zurückgeht. Das Wörtchen intelligent könnte demzufolge auch in diese Richtung geschickt werden: „zwischen den klar strukturierten Rasterlinien einer vorgegebenen Ordnung das von vornherein Auffindbare einsammeln, mit der (schmerzvollen?) Einschränkung, dabei nie auf Neues zu stoßen...“ Das scheint mir der intelligenten Maschine, die sich fürsorglich meiner Daten annehmen möchte, verdächtig nahe zu kommen, und ich erinnere mich an Miriam Meckels Appell: „Rettet den Zufall!“<sup>1</sup>

## „GET SMARTER“ – OR SMART UNDER THE CONSEQUENCES?

Auf die folgende Passage von Jamais Cascio, einem US-amerikanischen Futurologen der nicht wenig (mediale wie charismatische) Ausstrahlungskraft zu besitzen scheint, bin ich durch die Lektüre von Mi-

riam Meckels Roman „Next: Erinnerungen an eine Zukunft ohne uns“ gestoßen, der 2011 im Rowohlt-Verlag erschienen ist. Cascios Zitat stammt aus einem Artikel mit dem Titel „Get smarter“, der 2009 in The Atlantic Monthly veröffentlicht wurde und im Internet unter [www.theatlantic.com](http://www.theatlantic.com) nachgelesen werden kann:

*„Sollten die kommenden Jahre tatsächlich so schlimm werden, wie manche von uns befürchten [Pandemien, globale Erwärmung, Ressourcenknappheit etc.], können wir darauf reagieren und überleben, so wie unsere Spezies das schon immer getan hat, nämlich indem wir smarter werden. Aber dieses Mal müssen wir uns nicht allein auf den natürlichen Evolutionsprozess verlassen, um unserer Intelligenz einen Schub zu geben. Dieses Mal sind wir selbst am Zug.“<sup>2</sup>*

Es heißt also nicht mehr: „Wir werden schon intelligent genug sein, um diese Probleme zu lösen“, sondern: „Lasst uns intelligenter werden, denn wir wissen ja mittlerweile, wie’s geht!“ – nämlich durch smart technologies.

## **EINZUG INS SMART UNIVERSE**

In ihrem Buch lässt Miriam Meckel zwei Erzähler zu Wort kommen: zuerst einen humanen Algorithmus, der sich zurückerinnert an die Zeit vor der Machtübernahme der Wissensmaschinen, welche im Zuge der digitalen Revolution die Mathematisierung des menschlichen Bewusstseins zuwege gebracht haben. Das gelang ihnen aufgrund der überwiegenden Tendenz der Menschen zur Selbstvermessung und Selbstkontrolle. Im zweiten Teil blickt einer der letzten Menschen, dessen Existenz schon beinahe ganz in die algorithmische Matrix „übersetzt“ worden ist, auf sein Leben zurück.

Meckel gelingt es hervorragend, den dystopischen Roman zu erneuern, wie ich finde, da sie zwischen den beiden großen Versprechen der Glückseligkeit (mittels Eugenik in Huxleys „Schöne neue Welt“) und Kontrolle (durch eine perfekte Überwachungs-maschinerie in Orwells „1984“) auf originelle Art und Weise einen dritten Weg aufzeigt: den der sich unaufhaltsam weiter entwickelnden Technik, die sich

irgendwann der menschlichen Einflussnahme entzieht, sich selbstständig macht und in das Leben und Dasein des Menschen eindringt, ohne etwas von dessen „Menschlichkeit“ übrig zu lassen.

Wenn uns Futurologen wie Jamais Cascio und Transhumanisten wie Ray Kurzweil als „intelligente Biroboter“ sehen, die sich doch endlich ihrer fehleranfälligen Körper entledigen mögen, um als losgelöste „Geistwesen“ in die paradiesische Cloud hochgeladen werden zu können, dann frage ich mich, ob für einen missglückten Upload ins smart universe Schmerzensgeld eingeklagt werden kann, wenn das Ganze doch von Google Inc. und seiner „Singularity University“ verwaltet wird...

1 Vgl. „Unser berechnetes Dasein: Geben wir dem Zufall eine Chance“, in der FAZ vom 16.05.2010; auch „Rettet den Zufall in der digitalen Welt!“, Artikel und Sendung auf SRF Kultur, 22.5.2016.

2 Miriam Meckel: „Next: Erinnerungen an eine Zukunft ohne uns“, Leipzig (2011), 50.



# BLICK AUS DEM FENSTER

Die Frau trug einen Regenschirm, die ich vom Fenster aus betrachtete. Es musste also feucht werden. Ich sah sie dahinperlen wie Regentropfen, die bald an mein Fenster schlagen würden. Es wurde immer schwärzer. Die Wolken zogen. Der Himmel, der vorher wunderschön blau war, wurde zum harten, dampfenden Asphalt und die Straße zum Lebendigen.

Man muss wissen, dass die Frau, die einen wunderschönen blauen Regenschirm trug, und ich, der nun an das aufkommende Gewitter dachte, in einer Stadt wohnten, die überaus lebendig war.

Wir konnten uns beide noch erinnern – sie sah von weitem ungefähr so alt aus, wie ich es bin – wie tot, schwarz und hart diese Stadt einst war. Anstatt die Blitze am Himmel zu sehen, die jetzt heftig zuckten, spürten damals viele Menschen in dieser Stadt eben

diese in ihren Füßen und Knien bei ihren Stadtspaziergängen. Damals waren wir fest entschlossen unser Leben zu genießen, unsere gewittrigen Füße und Knien, unsere mit Feinstaub belasteten Lungen und Nasen – die dicht sein sollten wie Asphalt – zu schützen und den Pegel eines rauschenden, nicht enden wollenden Grundtons abzustellen. Selbst die Kinder mussten sich von ihrer heutigen Spielwiese stets fernhalten.

Gestern erst, das Wetter war wohl so schön wie das Unwetter das die Frau einläutete, sah ich Kinder dort liegen. Tote Gestalten lagen und lagerten dort früher. Sie waren unsere Erfindung, für die wir das Gewitter unserer Füße und Knien, die kaputten Lungen und den Grundton gerne in Kauf nahmen.

Diese toten Gestalten, die man heute in Museen findet, waren die, die den Kindern das Liegen, den Vögeln das Zwitschern und Anderen das Schönwetter





ihrer Füßchen und Kniechen nahmen. Ulkig sahen diese Gestalten schon aus, mit ihren vier Rädern und den als Gesicht angeordneten Scheinwerfern, die die Leute von damals eben mit ihren Gesichtern identifizieren sollten. Heute kann man einfach nicht mehr verstehen, wie wir uns ohne stille, stressfreie und erholsame Wiesenspaziergänge und bequemen, kurzen und staufreien U-Bahnfahrten dazu bewegen konnten, vor die Tür zu treten, und in diese antiquierte Gestalt zu steigen.

Übrigens hatten die Begrünung und das Verschwinden der toten Gestalten genauso unscheinbar angefangen wie das Aufscheinen der Frau mit ihrem tollen Regenschirm. Am Anfang gaben wenige ihr Geld wie eine Leasingrate her, um kleine Ausweitungen der öffentlichen Verkehrsmittel zu finanzieren. 120 € waren es damals monatlich, ich weiß es wie heute. Für jeden

Besitzer einer solchen Antiquität ein toller Preis, zahlte man doch früher ca. 500 € monatlich für diese nun ausgestellten vier Räder. Die Straßen wurden anfangs freilich noch genutzt. Es gab Busse, Straßenbahnen, S-Bahnen, U-Bahnen und diese ulkigen vierrädrigen Gestalten, die hupen konnten. Nur wurden diese komischen Schachteln, für die sich heute nur noch Sammler begeistern, immer weniger.

Es war ein großartiger Moment, den ich im Nachhinein als historisch bedeutsam bezeichnen würde, wie schließlich beschlossen wurde, die Verkehrsverbindungen in der Stadt komplett unter die Erde zu legen, den Asphalt abzuschaben und die so gewonnenen Flächen zu gemeinsamen Freiräumen umzugestalten. Ebenfalls wurden einige Erholungs- und Vergnügungsflächen angelegt.

Ich sah dem Wetter weiter zu und als es allmählich aufhörte zu regnen und die Wolkendecke aufmachte, kam die Frau wieder. Jetzt trug sie gelbe Gummistiefel und einen gelben Ostfriesenmantel, in dem man übrigens total schwitzt, trägt man ihn länger. Ihren blauen Regenschirm musste sie wohl abgelegt haben, ich konnte ihn nicht mehr sehen. Sie stieg durch Gras und stellte sich in einen Lichtkegel, der durch das Zusammenspiel aus Wolken und Sonne entstanden war. Die ganze Szene unter dem Kegel war durch und durch gelb und oben sah man den schwarzblauen Himmel ziehen. Sie fing an zu tanzen. Und da hüpfen drei Kinder auf die Straße, die eine Wiese war, und keiner erschrak. Wahrscheinlich kamen sie aus einem Busch hinter dem Kegel; ich konnte sie nicht genau sehen, weil der Kegel so grell leuchtete, dass er alles dahinter verbarg. Vom Fenster aus betrachtet sahen sie aus wie im Tau glitzernde tanzende Blumen. Sie standen mitten im Leben und ich stand auf und ging zu ihnen.

#### VON JOSEPH SONNLEITNER

Winter, Robert/Kwauka, Martin, Sparkasse Auto: 500 Euro pro Monat betragen Gesamtkosten im Durchschnitt, <http://www.trend.at/finanzen/geld-service/sparkasse-auto-500-euro-monat-gesamtkosten-durchschnitt-266855>, Wien 2010 [Stand: 19.05.2016]

# LEERE. KUNST. TRANSFORMATION.

## Die vom Kreativmarkt geleitete Neuerfindung einer Stadt.

Detroit – Mitte des 20. Jahrhunderts wohnten rund zwei Millionen Menschen in der als Motor City bekannten Großstadt im Südosten des Bundesstaates Michigan. Heute schafft es die Stadt nicht einmal mehr eine Bewohnerzahl von 700.000 zu überschreiten. Unternehmen verlagerten ihre Standorte, die Arbeitslosenrate stieg rasant und immer weitere Bürger ließen das Zentrum Detroits hinter sich. Die Resultate waren und sind Leerstand, Arbeitslosigkeit und steigende Kriminalität. 2013 wurde die Misere offiziell anerkannt, der amerikanische Richter Steven Rhodes erklärte die Metropole letztlich für bankrott. Es ist vor allem aber das Ruinenhafte, was die Einzigartigkeit der Stadt ausmacht und auf eine kulturelle Neubelebung hindeutet. Das einstige Zentrum der Automobilindustrie wird zum Ziel vieler Fotograf\_innen, Musiker\_innen und Künstler\_innen und lässt Investmentfirmen aufhören. Tony Goldman, CEO der Investmentfirma „Goldman Properties“, spricht beispielsweise vom Potential Detroits als neuem Berlin der USA. Die allgemeine Hoffnung, auf eine vom Kreativmarkt geleitete Zuwanderung und Wiederbelebung der Stadt, steigt.

Wie die Kunstwelt auf die Ruinen Motowns reagiert, bietet das „Heidelberg“-Projekt des Detroiters Künstlers Tyree Guyten. Das Hauptwerk des Künstlers bezieht sich auf den Bereich der Malerei und der installativen Kunst im Raum urbaner Strukturen. 1986 verändert Tyree Guyten mit verschiedensten Materialien Teile des Stadtbildes grundlegend. Er bemalt

und dekoriert verlassene Häuser und ausgebrannte Autos, und schafft abstrakte Skulpturen aus Bäumen. Das Resultat sind bunte, mit Plüschtieren und Schallplatten verzierte Fassaden und mit Schuhen gepflasterte Straßen. Das Einwirken des Künstlers forderte eine Transformation in der Darstellung der Stadt, sowohl innerhalb als auch außerhalb der USA. Bis heute ziehen die Installationen von Tyree Guyten Kunstinteressierte weltweit an und können als geschaffenes Fundament eines wachsenden Kreativmarktes der Motor City betrachtet werden. Der Künstler äußerte sich, wie folgt, zu seinem Projekt: “When you come to the Heidelberg Project, I want you to think — really think! My art is a medicine for the community. You can’t heal the land until you heal the minds of the people.”

VON ANDREA  
HÖRNDLER



Heidelberg-Projekt, Detroit, Quelle: <http://motorcitymuckraker.com/2014/03/23/polka-dot-rebellion-heidelberg-project-survives-on-guts-vision-of-tyree-guyton/>



# DER TÜRSTOCK

**Im Zuge meiner Arbeit befinde ich mich regelmäßig in folgender Situation: Ich muss warten. Da ich nicht alleine arbeite, muss ich mich nach meinem Kollegen richten, was nicht heißen soll, dass ich dies aufgrund seiner mangelhaften Arbeitsmoral hier anprangere. Es zeigt sich dieser spezielle Prozess des Wartens nämlich als ein ungemein produktiver und aktiver, fern jeglicher Langeweile oder dem Gefühl „bloß dazustehen“.**

Diesem Warten entspringt ein ungemein eigenartiges Gefühl der Ungebundenheit, der Gelöstheit von lästigen Verpflichtungen, ja, der Freiheit! Dieser Umstand mag mit der Räumlichkeit zu tun haben, in der sich besagtes Warten ereignet.

Konkret befinde ich mich dabei in einem Übergang, man mag auch sagen, dem Zwischenraum schlechthin, in einem Türstock.

Der Türstock als solcher wirkt im alltäglichen Vollzug bloß gering auf den Menschen ein oder anders gesagt, bemerkt man den Türstock grundsätzlich weniger, als dass man ihn vielmehr benützt. Die gängige Nutzung des Türstocks, bzw. warum in beinahe jeder Wohneinheit mehrfach Türstöcke zu finden sind, besteht darin, den Übergang von einem Raum in einen anderen zu ermöglichen. Der tatsächliche Raum, d. h. jener ca. fünfzehn Zentimeter breite Boden, der von ebenso breiten Wänden und einer ebenso breiten und meist etwas abgesenkten Decke fortgesetzt wird, hat die alleinige Funktion des Übergangs. Das unterscheidet diesen speziellen Raum von einer Vielzahl anderer Räumlichkeiten bzw. erwächst aus dem Zweck des Übergangs eine weitere Konsequenz. Es fällt nämlich grundsätzlich schwer, einen zweckbehafteten Raum durch sein Gegenteil zu definieren. Die Küche definiert sich ebenso wenig als gegensätzlich zu einem

Raum, in dem nicht gekocht wird, wie auch der Zweck des Badens im Bad ein positiv gesetzter ist, dem keine gegenteilige Entsprechung gegenüber steht. Räume definieren sich, abgesehen von geographischen und klimatischen Ortsbestimmungen - kein Penthouse im 1. Stock, kein Keller auf dem Dach, kein Iglu in der Sahara und kein Tipi am Nordpol -, im Wesentlichen aus Möblierungen und Installationen. Fehlen diese Möblierungen und Installationen, entsteht kein anderer Raum, sondern der Raum ist leer. Insofern wird an der Sprache deutlich, dass, sofern eine bestimmte Qualität verloren geht, der spezielle Raum in eine allgemeine Räumlichkeit zurückfällt oder vielmehr, die stets vorhandene allgemeine Räumlichkeit als erneut freigelegte sich nun wieder zeigt.

Es fällt auf, dass der Durchzugs- oder Zwischenraum allgemein, also auch der Türstock im Speziellen, von keinem der obigen Faktoren abhängt. Der Türstock braucht keine Möbel, vielmehr würden sie dem ursprünglichen Zweck, von einem Raum in einen anderen zu gelangen, widersprechen. Die allgemeine Räumlichkeit bleibt stets offenbar. Der Türstock behält seinen Sinn auf jedem Erdteil, in jeder Kultur und lässt sich außerdem hervorragend durch sein Gegenteil definieren: die Konsequenz der Übergangsfunktion des Zwischenraumes, das Ich-bleibe-nicht, findet seine gegenteilige Entsprechung im Hier-bleibe-ich, dem Warteraum. Ob in der Arztpraxis oder an einem Bahnhof – abgesehen von ein paar Sitzgelegenheiten wird darin sich nicht viel finden. Zum Warten – dafür braucht der Mensch nichts als sich selbst und Gleiches, wenn auch mehr in physischer Hinsicht, gilt, wenn man sich durch Tunnel, Gateway oder Treppenhaus bewegt.

Insofern verwende ich, im Türstock wartend, selbigen gänzlich entgegen seines Zweckes; eines Zweckes, der

kein positiv gesetzter ist, als vielmehr ein durch die Umstände notwendig sich ergebender. Da ich weiß, wie lange ich ungefähr zu warten habe – ca. 3 Minuten – lehne ich bequem an einer der Seitenwände und führe den ursprünglichen Zweck des Türstockes ohne Skrupel ad absurdum. Natürlich wäre es möglich, dass in einer Küche ich mich schlafen legte, dass ich ein Kinderzimmer dazu nutzte, ein Vier-Gänge-Menü zuzubereiten oder auf der Toilette versuchte, ein Elektronikfachgeschäft zu eröffnen. In jedem dieser Fälle würde ich den Zweck, auf den der jeweilige Raum hin angelegt worden war, missachten. Sofern der radikalste Bruch der Norm in der Ausführung ihres Gegenteils besteht und nicht bloß darin, selbige Norm kreativ zu unterwandern, bleibt der Türstock einziger Raum einer anfänglich unbewussten Revolution gegen die natürlich entstandene d. h. nicht positiv gesetzte Zweckbestimmtheit dieses einen Raumes.

Manch ein Halbwitziger meint, dass ihm die besten Ideen genau dann kämen, während er am Häusl sitzt. Gewöhnlich vermeide ich, darauf etwas zu erwidern. Überhaupt sollte ich die übermäßige Analyse meiner drei Türstockminuten vermeiden. Die Wohltat, das Freiheitsgefühl dieses wunderbaren Wartens entspringt zum guten Teil der Tatsache, dass mir selbiges als solches nicht voll bewusst wird.

**VON PETER SCHINK**

# HETEROTOPIEN – ANDERE RÄUME

Was sind Heterotopien? Der aus dem Griechischen entlehnte Begriff „Heterotopie“ steht in seiner Mehrzahl für „andere Räume“ und bezieht sich in Michel Foucaults Verwendungsweise auf eine besondere Räumlichkeit, die er systematisch in den Blick nehmen möchte, um in Grundlinien eine „Heterotopologie“ zu skizzieren. Wenn im 19. Jahrhundert noch die Zeit bzw. die Geschichte die Intellektuellen in produktive Unruhe versetzte, so sei dies in der Moderne der Raum, wie Foucault postuliert. Dem Strukturalismus – als eine der neueren Disziplinen des 20. Jahrhunderts – gehe es in seinen Untersuchungen vornehmlich um die Struktur, das heißt um die Konfiguration der vorfindlichen Gegebenheiten und in weiterer Folge um deren Platzierungen im Raum, sowie deren Beziehungen untereinander. Dieser Ansatz bildet für Foucault den methodischen Zugang für seine teils systematische, teils frei-assoziative Beschreibung der Begriffe und Auflistung ihrer besonderen Merkmale.

In einem kurzen Abriss der Geschichte des Raumes verweist Foucault auf die folgenden drei Strukturmomente: im Mittelalter war der Raum noch eine hierarchisierte, Ordnung gebende „Ortschaft“, ein „Ortungsraum“; die Neuzeit brachte mit der naturwissenschaftlich dominierten „Ausdehnung“ die Konstitution eines „unendlich offenen Raumes“ hervor; in der Moderne verschob sich das Interesse am Raum schließlich hin zur logistischen „Lagerung“, die sich formal als „Reihen, Bäume und Gitter“ zeigt. Diese jüngste Station im Denken und Wahrnehmen des Raumes lässt sich unschwer mit den gegenwärtigen menschenunwürdigen Umständen verbinden, wenn an die demografischen „Probleme“ unserer Zeit gedacht wird. Nur dem Schein nach zynisch, kühl das logistische Denken wiedergebend, schreibt Foucault: *„Beim Problem der Menschenunterbringung geht es nicht bloß–bestimmten Zwecken, gewahrt werden sollen. Wir sind in einer Epoche, in der sich uns der Raum in der Form von Lagerungsbeziehungen darbietet.“*<sup>4</sup> Es klingt darin auch die von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno angeprangerte „instrumentelle Vernunft“ an, die sich,

verfangen in Sachzwecken, dem „falschen Absoluten“ hingibt und dadurch die Würde des Menschen aus den Augen verliert. Jedenfalls stößt Foucault in seinen Überlegungen zum Raum nicht nur auf gewöhnliche Orte wie die „Verkehrsplätze“ (Gleise, die Bahn), „Halteplätze“ (Cafés, Kinos, Strände) oder den „Ruheplatz“ (Haus, Zimmer, Bett), die je auf eigene Art und Weise unseren Lebensvollzug strukturieren und formen. Es fallen ihm vielmehr zwei besondere Arten von Raum auf: die Utopie und die Heterotopie. Die Utopie stellt für ihn einen Bereich der „Platzierungen ohne wirklichen Ort“ dar, das heißt sie ist unwirklich, nicht vorhanden, nicht greifbar. Doch sie steht mit der Gesellschaft in einer eigenartigen Verbindung, da sie mit ihr „ein Verhältnis unmittelbarer oder umgekehrter Analogie“ unterhält.<sup>2</sup> Die Heterotopie ist nun eine verwirklichte Utopie und bildet daher, als wirklich gegebener Ort, einen Gegenpol zur Gesellschaft bzw. zur ganzen Welt: es ist dies eben ein anderer Ort, der zu den bekannten Orten in einem besonderen Kontrastverhältnis steht.

**Jesus sagt  
zu Maria:**  
*„Frau, was habe  
ich mit dir zu  
schaffen?“*

## DIE HETEROTOPOLOGIE ALS WISSENSCHAFT VON DEN ANDEREN ORTEN

Foucault macht es sich nun zur Aufgabe, diese sonderbaren Orte einer genaueren Untersuchung zu unterziehen, woraus sich sechs „Grundsätze“ für die Heterotopien ergeben. Der zweite davon lässt sich gut auf die Linzer Stadtgeschichte übertragen. Er besagt, „daß eine Gesellschaft im Laufe ihrer Geschichte eine immer noch existierende Heterotopie anders funktionieren lassen kann“.<sup>3</sup> Für Foucault ist der Friedhof ein gutes Beispiel für einen solchen Ort, der als Heterotopie einerseits immer eine bestimmte Funktion zu erfüllen hatte, andererseits aber in der Art und Weise seines Funktionierens einem interessanten Wandel unterlag, der auch am Beispiel des ehemaligen „St. Barbara-Gottesackers“, heute einfach „Barbarafriedhof“ genannt, gezeigt werden kann. Der Barbarafriedhof befindet sich in der Friedhofstraße 1 im Makartviertel der Stadt Linz. Er wurde im Jahre 1786 im Gebiet der Mozartkreuzung, wo er vormals lag, aufgelassen und weit außerhalb der Stadt, auf den Gründen des Rapplhofes, neu angelegt. Ab dieser Zeit bis 1945 galt er als der Stadtfriedhof schlechthin und im Jahre 2009 wurde er unter Denkmalschutz gestellt. Die Auslagerung des Friedhofs geht auf Kaiser Joseph II. zurück, der 1784 die generelle Verlegung von Friedhöfen aus den Innenstädten in das Umland anordnete: „Von nun an sollen alle Gruften, Kirchhöfe und Gottesäcker, die sich inner dem Umfang der Ortschaften befinden, geschlossen und anstatt solcher die außer den Ortschaften in einer angemessenen Entfernung ausgewählt werden.“<sup>4</sup> Foucault – in seiner Selbstbeschreibung als „Ethnologe der eigenen Kultur“ – nimmt Anstoß an diesem Ereignis der Verlegung der Friedhöfe vom Stadttinneren hinaus an einen Ort in „angemessener Entfernung“, das wohl ein recht makabres Ereignis war.<sup>5</sup> Foucault zufolge drückt sich darin der kulturelle Wandel einer Gesellschaft, die aufgrund ihrer religiösen Prägung noch an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, hin zu einer „atheistischen“ Gesellschaft aus. Die materiellen Überreste der Verstorbenen haben ja keine so große Bedeutung, wenn der Mensch nach seinem

Tod ohnehin ins Paradies einkehrt. Doch wenn es gar keine Seele gibt, sollte dem Körper – der einzigen Spur unserer weltlichen Existenz – nicht möglicherweise mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden? Seit dem 19. Jahrhundert hat deshalb „wie Foucault die Lage lapidar auf den Punkt bringt.“<sup>6</sup> Außerdem ging mit dieser „Individualisierung des Todes“ und der „bürgerlichen Aneignung des Friedhofs“ auch die Angst vor dem Tod als Krankheit einher: „Es sind die Toten, so unauf der Straß“<sup>7</sup> Die Furcht vor der tödlichen Ansteckung führte ab dem Ende des 18. Jahrhunderts demnach dazu, die Friedhöfe in die Vorstädte zu verlegen. Foucault schließt seine Analyse damit ab, dass die Stadt durch diese Veränderung zwar einen Teil ihrer selbst verloren hat – der Friedhof wurde gleichsam aus hier herausoperiert –, andererseits aber verzeichnete sie den Gewinn eines neuen Ortes: „sondern die ‚andere Stadt‘, wo jede Familie ihre schwarze Bleibe besitzt.“

---

1 Foucault, Michel: Andere Räume, in: Barck, Karlheinz u. a. (Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik, Leipzig (1992), 36f.

2 a. a. O. 38f.

3 a. a. O. 41

4 Vgl. <http://www.barbarafriedhof.at/de/geschichte-des-barbarafriedhofs.html>, letzter Zugriff 05.06.2016.

5 Ein berühmter Friedhof, den dasselbe Schicksal ereilte, ist der Cimetière des Innocents in Paris. Den genauestens geplanten Vorgang der Friedhofsverlegung beschreibt sehr anschaulich der britische Autor Andrew Miller in seinem Roman „Friedhof der Unschuldigen“ (2011), und auch in Patrick Süskinds Roman „Das Parfum“ (1985) spielt dieser Friedhof eine Rolle, denn die Hauptfigur Jean-Baptiste Grenouille kommt auf einem unmittelbar an den Cimetière des Innocents angrenzenden Fischmarkt zur Welt und am Ende ist der Friedhof der Ort seines Todes.

6 a. a. O. 42

7 Ebd.

# DER STADTRAT

Bürgermeister F. der Kreisstadt K. saß mit den Stadträten C., O. und L. am runden Tisch des Magistrats, um eine städtebauliche Maßnahme zu diskutieren. Durch eine erhöhte Anzahl von Unfällen war eine Ecke der ...gasse unter den lokalen Verkehrsteilnehmern mittlerweile berüchtigt und die Schuld dafür einer verfehlten Verkehrspolitik zugeschrieben worden.

Genauer gesagt hatte Frau A. als Heimreporterin des Lokalblattes es sich nicht nehmen lassen, F. in einem viel beachteten Artikel mit dem Aufhänger Die Todesgasse namentlich zu erwähnen. Frau A. tat sich unter den Anrainern, abgesehen von ihrer journalistischen Tätigkeit, auch als so genannte Künstlerin hervor, und da es in der Kreisstadt K. außer Frau A. keinen so genannten Künstler und keine so genannte Künstlerin gab, wurde den Artikeln der Frau A. immer besondere Aufmerksamkeit zuteil. Um derartiger Makulatur zuvorzukommen, war von Seiten des Stadtrats O., dessen Schwägerin ihn bereits wiederholt auf die Gefährlichkeit besagter Kreuzung aufmerksam gemacht hatte, der Vorschlag an F. herangetragen worden, sich der Sache gemeinsam mit Stadtrat C. und Stadtrat L. baldmöglichst anzunehmen. Bürgermeister F. seinerseits interessierte sich persönlich nicht besonders für städtebauliche Maßnahmen im Verkehr, stand jedoch, von seiner Reputation abgesehen, von Amts wegen unter Handlungsdruck. Gewöhnlich entschied F., ungeachtet der Tatsache dass er zur Miteinbeziehung aller Stadträte verpflichtet war, im Alleingang derart Anfalliges. Die geringe Einwohnerzahl und familiäre Atmosphäre der Kreisstadt K. begünstigte diese Vorgehensweise. Da bei diesem Fall aber das Desinteresse Fs durch den Wunsch auf Wiederwahl überformt worden war, hatte selbiger die Stadtratssitzung letztendlich groß angekündigt und einberufen. Nach vorgängiger Hinzuziehung eines Sachverständigen des Verkehrsbauamtes, Ing. D., lag dem gesammelten Rat nun ein Dossier vor, dessen Inhalt aus verschiedenen Entwicklungsplänen

bestand, von denen einer ausgewählt und umgesetzt werden sollte, um der Situation Ecke ...gasse gerecht zu werden. Nach einer ausführlichen verkehrstechnischen Analyse durch Ing. D. standen folgende Optionen zur Auswahl:

1.) Die Uneinsichtigkeit der Ecke ...gasse verlangt eine ausreichende Beschilderung, um Unfällen vorzubeugen. Es ist daher empfehlenswert, neben der Errichtung eines Vorranggeben-Zeichens Ecke ...gasse, einen Schutzweg gemäß den Richtlinien des BauGB § 12 Abs. 9 anzubringen, der 6,5 Meter gassenseitig versetzt dem Fußgänger das gefahrlose Überqueren der Straße schon vor Betreten des Kreuzungsverlaufes ermöglicht.

2.) Um eine Reduktion der Geschwindigkeiten aller Verkehrsteilnehmer mit Ausnahme von Fußgängern zu erreichen, wird empfohlen, Bodenschwellen zu errichten. Die Bodenschwellen (4 Stk.) sollten an den jeweiligen Einfahrtsstellen der Kreuzung platziert werden und eine Mindesthöhe von 17 cm aufweisen. Gemäß BauGB § 8 Abs. 32 muss mindestens 43 Meter vor jeder Erhebung ein Hinweisschild angebracht werden, das die Anzahl der kommenden Hindernisse deutlich ausweist, um den Verkehrsteilnehmer mental darauf vorzubereiten.

3.) Zumal die Kreuzung Ecke ...gasse eine für die Kreisstadt K. unterdurchschnittliche Nutzungsfrequenz aufweist, entspräche eine mittels Sensor gesteuerte Ampelregelung den ökonomischen Bedingungen. Nach sensorischer Registrierung eines



Nutzfahrzeuges sind 5,8 Sekunden Umschaltphase von Grünlicht zu Rotlicht auf der jeweils quer verlaufenden Verkehrsachse der statistisch errechnete Optimalwert, um den Verkehrsfluss so wenig wie möglich zu beeinträchtigen. Der im BauGB unter § 4 Abs. 15 vorgegebene Richtwert von mind. 5,5 Sek. wird um der zusätzlichen Sicherheit willen um 0,3 Sek. überboten, da sich ca. 318 Meter südöstlich der ...gasse ein Schulgebäude befindet.

Nachdem das Dossier den Stadträten C., O. und L. durch den Bürgermeister unterbreitet und die von Ing. D. erarbeiteten Optionen verlesen waren, folgte eine angeregte Diskussion, deren Ziel eine einvernehmliche Einigung darstellte. Bürgermeister F. äußerte zunächst seinen Unmut über den Artikel besagter Frau A. und betonte nachdrücklich, dass die folgende Entscheidung insofern schwer wiege, als dass diese großen Einfluss auf seine persönliche Karriere im Speziellen, den Ruf der Partei im Allgemeinen und entsprechend letztlich auf die zukünftige Entwicklung der Stadt haben werde; man könne es nicht anders sagen – es ginge um Leben und Tod. Die Stadträte C., O. und L. nickten beifällig. Durch ihre präzisen politischen Laufbahnen waren sie sich ihrer Verantwortung ohnehin bewusst. Die Weisung des Bürgermeisters aufgreifend, verwies O. zuallererst auf den ästhetischen Aspekt, der im Fall einer Verkehrsregelung nicht zu vernachlässigen sei. Ein sensorgesteuertes Ampelsystem, so O., wäre diesbezüglich die schlechteste Variante, da auch der Eingriff in die Natur, ganz abgesehen vom Finanziellen, im Vergleich zu Option 2 & 3 ungleich größer sei. Solange ein gewöhnlicher Schutzweg ausreichend sei, um die gewünschte Sicherheit zu gewährleisten, solle kein unnötiger Aufwand betrieben werden. Stadtrat L. reagierte darauf mit Unverständnis. Tatsache sei, meinte er, dass der moderne Fußgänger sein Gehen verschieden ausführen würde, als es früher der Fall gewesen sei. Aufgrund der Diskreditierung der Autofahrer, hervorgebracht durch erhöhte Abgaswerte, Lärm- und Geruchsbelastigung, bewege sich der moderne Fußgänger selbstbewusster durch die Stadt, was dazu führe, dass selbiger den gewöhnlichen

Schutzweg nur mehr als Vorschlag, den man beherzigen könne und nicht als durch das Gesetz bindende Richtlinie anerkennen würde. Somit überquere der Fußgänger die Kreuzung wo es ihm gerade passe, was dem Zweck eines Schutzweges nicht entspreche. Um Unfällen trotzdem vorbeugen zu können, sei Option 2 die angemessene Lösung, da von in gemäßigtem Tempo fahrenden PKWs auch für selbstbewusste Fußgänger keine Gefahr ausginge. Stadtrat C. billigte die Meinungen seiner Kollegen nur bedingt. Sicherheit, so C., sei das oberste Paradigma nach dem zu handeln sei, sobald es um die Umsetzung verkehrsbaulicher Maßnahmen ginge. Hierbei auf ästhetische Gesichtspunkte zu verweisen, ginge an Vernunft und Thema vorbei. Zudem wäre es unklug, kulturellen Bedingtheiten gemäß zu handeln und den einen Verkehrsteilnehmer über den anderen zu stellen. Immerhin handle es sich bei der Straßenverkehrsordnung um verbindliches Recht und Gesetz, dem im Sinne einer klaren und anschaulichen Entsprechung nachzukommen sei. Da aber eine Ampelanlage über unantastbare Gültigkeit verfüge, käme Option 3 als einzige zur Umsetzung in Betracht. Stadtrat O. betonte sein Verständnis für die Argumente von Stadtrat L. und Stadtrat C., fügte jedoch hinzu, dass es von sträflicher Ignoranz zeugen würde, den ästhetischen Aspekt vollkommen außer Acht zu lassen. Schließlich wirke die Umgebung, in der sich ein Mensch bewege auch auf diesen ein und hätte keinen geringen Anteil an der allgemeinen Gemütsruhe, worin er (O.) einen wesentlichen Faktor für gelungenes verkehrstechnisches Strömungsverhalten sehe, zumal erhitzte Gemüter leichter unkonzentriert und streitbar würden. Und was, so O., wäre passender, als den Verkehrsteilnehmer durch die richtige Ästhetik indirekt zu bilden und zu formen? Abgesehen davon sei Option 1 die einzig annehmbare auch die Finanzierung betreffend. Stadtrat C. verwarf den Einwand umgehend. Schließlich sei die so genannte Gemütsruhe nicht bloß von verkehrstechnischen Maßnahmen abhängig, sondern beispielsweise auch davon, ob momentan eine Hornisse sich im Gesichtsfeld des Verkehrsteilnehmers bewege, die eventuelle Ehefrau des Verkehrsteil-

nehmers einen eventuellen Liebhaber hätte oder weltpolitisch relevante Ereignisse für latente Aufregung sorgten. Darüber hinaus sollte die bildende Ästhetik – C. verbesserte sich umgehend – die ästhetische Bildung den Künstlern vorbehalten bleiben. Die Sicherheit der Bürger mit Geld aufzuwiegen wäre – so betone er ausdrücklich – seine Sache nicht! Stadtrat L. war einverstanden. Gemütsruhe sei wahrlich kein entsprechender Maßstab für derartige Entscheidungen wie die eben vorliegende. Allerdings ginge es auch nicht an, sich rein auf Durchsetzung des Rechts zu berufen. Um dem verkehrsuntauglichen Menschen beizukommen, bedürfe es nachhaltiger Erziehungsmaßnahmen die von der Kreisbehörde ausgingen, welche damit die Verantwortung gegenüber ihren Bürgern erst wahrnehme. Hierzu schiene der Rückgriff auf psychologische Hilfsmittel angebracht und daher seien Bodenschwellen die einzig annehmbare Lösung. Wer nämlich ohnehin über die nötige Gemütsruhe verfüge, dem fielen sie kaum auf. Wer aber jähzornig hinter dem Steuer säße, müsse trotzdem seine Fahrt drosseln, wenn er keinen Schaden am Fahrzeug provozieren wolle. Mit jedem Befahren der Kreuzung Ecke ...gasse würde der Verkehrsteilnehmer dadurch zu folgendem Gedanken gezwungen: Jetzt aber langsam! O. beehrte auf. Ob L. denn wirklich glaube, dass besagte Bodenschwellen die Gemütsruhe fördern würden? Er selbst (O.) empfinde, immer wenn er sich einer derartigen baulichen Maßnahme näherte, tiefen Groll gegenüber den Verantwortlichen, da eine Bodenschwelle in modernen Zeiten sich ganz und gar lächerlich ausnehme, eben ein Hindernis im schlechtesten Wortsinn darstelle und Symptom sei für die Einfallslosigkeit der Behörden, die Probleme im Regionalverkehr nicht anders zu lösen wüssten, als durch die gezielte Aufschüttung von Beton. Sofern gut gebaute Straßen für schnelles Fortkommen sorgen sollten, wäre es absurd, dem absichtlich entgegenzuarbeiten. Demgemäß würde der Gedanke des Verkehrsteilnehmers, der sich den Schwellen näherte, vielmehr lauten: Die Deppen vom Amt, und da er, O., sich nicht zu den Deppen zähle, sei Option 2 eben keine Option, mit der er sich abfinden könne.

Bevor Stadtrat L. in die Verteidigung übergehen konnte, fiel ihm Stadtrat C. ins Wort. Die Kleingeistigkeit von O. sei allein für eine derartige Sicht der Dinge verantwortlich, was bei fortschreitendem Dialog zwangsweise zur totalen Katastrophe in dieser Angelegenheit führen müsse. Wer auf die Gemütsruhe eines jeden Verkehrsteilnehmers vertraue und bildende Ästhetik im Verkehr installieren wolle, sei an Naivität kaum mehr zu überbieten, und dass das doch gar schon sträflich sei, so was. Die Kreisstadt K. verfüge bereits über siebzehn Ampelanlagen und eine erste sensorgesteuerte Ampelanlage würde in der Stadt für angemessene Fahrsicherheit sorgen. Zudem verlange er (C.), dass die Ampelanlage Kreuzung Ecke ...gasse mit einer Überwachungskamera ausgestattet werde, um etwaige Rechtsübertretungen im Keim ersticken zu können, bis das neue Lichtsignal voll unter den Anrainern akzeptiert sei – und aus! L. war von C.s Idee nicht überzeugt. Ob es denn wirklich sein (C.s) Ernst sei, so einen scheußlichen Kasten aufzuhängen, als ob die Bewohner K.s sämtlich Kriminelle wären. So eine Richtung einzuschlagen, gehe entschieden gegen seine (L.s) Linie; einer Linie, die auf Nachhaltigkeit und Vertrauen aufbaue und von der er nicht einen Millimeter abweiche, das Anbringen einer Videoüberwachung stelle keine Option dar und überhaupt würde die Idee auch nicht von Ing. D. vorgeschlagen werden, sondern auf dem Misthaufen C.s gewachsen sein und wenn jeder das täte, so einen Alleingang abseits der Meinungen von Experten, wo man denn da hinkäme? Wo käme man denn da hin? O. wandte ein, dass Ing. D. als Experte ohnehin nicht besonders ernst zu nehmen sei, da es sich bei D., wie allen bekannt sei, um einen chronischen Trinker handle. L. solle sich dementsprechend nicht aufspielen wie ein Selbstgerechter und lieber die Finanzen in seine abwegigen Überlegungen miteinbeziehen, dann würde ihm schnell klar, dass Bodenschwellen hässlich anzusehen und teuer seien und somit untragbar für das schöne K., und ob denn keiner nur ein bisserl an die Ästhetik denke, ob denn nur Banausen hier wären und überhaupt man heute wieder einmal die ewige Inkompetenz der depperten Magistratsregierung

erkennen würde, wie das in den vergangenen Wochen und Monaten immer öfter der Fall gewesen sei. Wie nämlich bei jeder Sitzung immer über die Meinung seiner (O.s) Partei, die ja auch seine Meinung sei, also seine persönliche Meinung - durch die Partei repräsentiert -, dass also bei den Sitzungen ständig die Meinungen quasi übergeben würden, übergeben und somit verschwendet; als ob es angebracht wäre, eine derartige Meinungsverwendungs politik zu praktizieren und ob denn die Drecksignoranz von C. und L. gegenüber den braven Bürgern von K. überhaupt keine Grenzen kenne, weil was diese und ihre Konsorten sich herausnahmen an Meinungen schon einem Skandal gleichkäme. Das sei ein Skandal! Ein Skandal sei das! So was! (...sei ein Skandal)

Wenngleich die einzelnen Positionen unter den Stadträten in der weiterlaufenden Diskussion akustisch nicht mehr vollständig voneinander zu trennen waren, wurde die Sitzung auf die Zeitspanne von zwei Stunden, auf die sie im Vorhinein angelegt worden war, ausgedehnt.

Bürgermeister F. folgte der Argumentationsstruktur aufmerksam, ohne sich mit eigener Meinung zu beteiligen und schloss die Sitzung um viertel nach vier, indem er sich verhalten aus dem Raum entfernte.

Etliche Wochen später war auf Seite siebenundzwanzig der Sonntagsausgabe des Lokalblattes und noch vor den aktuellen Sportnachrichten, ein Artikel des Journalisten Z. zu lesen. Z. schrieb im Lokalblatt eine Kolumne im lockeren Stil unter dem Titel Schräg heraus. Im Redaktionsteam hatte er zudem den Themenbereich Kultur, die Verwaltung des Anzeigenteils sowie das Verfassen des Wetterberichts gemäß den meteorologischen Befunden zu verantworten. In der Sonntagsausgabe zeigte sich Z. äußerst erfreut über die Errichtung eines Kreisverkehrs an der Kreuzung Ecke ...gasse. Besonders, so schrieb er, beeindruckte ihn der Kunstsinn des Verantwortlichen Bürgermeister F., der es sich nicht hatte nehmen lassen, auf der Errichtung einer Skulptur zu bestehen, angefertigt durch die Künstlerin und liebe Kollegin Frau A. und positioniert auf einem Postament inmitten des Kreisverkehrs. Besagte Skulptur, ein rein abstraktes Gebilde

von ca. 1,8 Meter Höhe, sei aus Ton gebrannt und stellenweise bemalt. Schon beim Anblick bemerke man den Aufwand. Das Werk trage den Titel Komposition 3 und sei sicherlich als Schlüsselwerk im künstlerischen Weg der Frau A. zu betrachten, deren Wirken nun auch von öffentlicher Seite her den gebührenden Anklang fände.



# UTOPIA IM URWALD

## Die Jesuitenreduktionen in Paraguay als Beispiel für barocke Städteplanung

Der Dramatiker Fritz Hochwälder nannte ihn „Das heilige Experiment“: den sogenannten „Jesuitenstaat“, der in Paraguay von 1609 bis 1767 existierte. Dieses in der Geschichte beispiellose Gemeinwesen gilt wahlweise als die Verwirklichung einer gerechten Gesellschaft, als Vorläufer des Kommunismus oder als Realisierung von Thomas Morus' „Utopia“.

Nachdem der spanischen Krone klar geworden war, dass die gewaltsamen Bekehrungsversuche durch die Konquistadoren und die Versklavung der Ureinwohner durch das sogenannte Encomienda-System für eine nachhaltige Christianisierung der Indios nicht

gerade dienlich waren, entwickelten die Jesuiten ein völlig neues Konzept. In von der spanischen Kolonialmacht eigens zur Verfügung gestellten Gebieten bauten sie, gemeinsam mit den dort lebenden Indianerstämmen, hauptsächlich aus dem Volk der Guaraní in Paraguay, ein staatsähnliches Gebilde auf. Wichtig war dabei die Abschottung der Indios von den weißen Siedlern und ihren negativen Einflüssen auf die Urbevölkerung, wie Versklavung und Alkoholismus. Daher wird auch von den „Jesuitenreduktionen“ gesprochen; Reduktion leitet sich ab vom spanischen *reductio* für „absondern“. Im Jesuitenstaat vermischten sich christliche und in-



**Der Jesuitenstaat  
bewegte sich**  
*zwischen  
Merkantilismus  
und Aufklärung*

dianische Lebensweisen mit Merkantilismus und Aufklärung. Pro Reduktion gab es einen oder zwei Ordenspriester, die – unterstützt von Laienbrüdern – liturgische, seelsorgliche und administrative Aufgaben erfüllten. Ihnen zur Seite stand ein von Indios gebildeter gewählter Magistrat. Arbeitsfähige arbeiteten in einer 30-Stunden-Woche auf Gemeinschaftsfeldern und -weiden oder erlernten einen Handwerksberuf. Wer nicht arbeiten konnte, wurde in eigenen Sozialeinrichtungen betreut. Es gab so gut wie keine Armut und kaum Kriminalität, weder Folter noch Todesstrafe. Bildung war sehr wichtig, daher verfügte jede Reduktion

über eine Schule, in der die Kinder unterrichtet wurden. Natürlich spielte der Glaube im Alltag eine große Rolle: Fast täglich wurden Gottesdienste gefeiert und vor allem die Kirchenmusik hatte einen hohen Stellenwert. Zum Schutz vor anderen Indianerstämmen, feindlichen Kolonialmächten und Sklavenjägern stellten die Indios der Reduktionen Truppen, die militärisch gut trainiert und mit Feuerwaffen ausgerüstet, oft erfolgreich für Spanien ins Feld zogen. Städtebaulich wurden die Reduktionen als Planstädte nach barockem Grundriss errichtet. Mittelpunkt der Reduktion stellten die Kirche, der Hauptplatz und das Pfarrhaus dar. Darüber hinaus verfügte eine

**Abschottung vom  
verderblichen  
Einfluss der  
Weißen**

**Autarke  
Stadtrepubliken**  
*im Dschungel  
erwirtschafteten  
Überschüsse*

Reduktion über eine Schule, ein Witwenhaus, ein Hospital, Scheunen, Vorratslager und Speicher für das Allgemeingut. Waren die Reduktionen des 17. Jahrhunderts noch einfache Siedlungen, wurden sie im 18. Jahrhundert zu eindrucksvollen Barockstädten ausgebaut. Zum Teil gab es Bewässerungsanlagen und sogar Kanalisation. Die meisten Wohngebäude waren einstöckig. Um die Siedlung herum lagen die Gewerbebetriebe, Felder, Weiden und Pflanzungen. Alles in allem waren die Reduktionen autarke Stadtrepubliken, die nur durch den Jesuitenorden miteinander verbunden waren. Die Reduktionen waren außerdem bedeutende Zentren des Handwerks und der Kultur. Neben Bäckern, Webern, Tischlern und Töpfern gab es Bildhauer, Maler, Steinmetze und Instrumentenbauer. In der Ausbildung der Handwerker waren vor allem Laienbrüder tätig. Glocken, Kirchenguhren, Orgeln und Ähnliches wurden von den Indianern selbst hergestellt. Es gab gewerbliche Großbetriebe, Manufakturen und Ziegelbrennereien.

So wurden die Reduktionen immer unabhängiger von spanischen Importen. Die Produkte waren Gemeinschaftseigentum, das nach Bedarf verteilt oder in der Reduktion verwendet wurde. Überschüsse wurden exportiert, um mit dem Erlös andere, dringend gebrauchte Güter kaufen zu können. Das waren hauptsächlich Salz, Eisen, Feuerwaffen, aber auch für Bildung, Seelsorge und Liturgie wichtige Güter wie Bücher und Wein. 1767 verschafften sich die Kritiker des Jesuitenstaates, hauptsächlich spanische Plantagenbesitzer und portugiesische Sklavenhändler, bei der spanischen Krone Gehör. Die Jesuiten wurden abberufen und die Reduktionsindianer, ihrer Fürsprecher beraubt, hauptsächlich versklavt. Die Reduktionen verfielen und verwilderten. Heute sind sie nur noch als barocke Ruinen im Dschungel und der Pampa Südamerikas zu finden.

**VON ANDREAS HAIDER**

#### LITERATURANGABEN

- BERHORST, Ralph: Der Staat der Jesuiten, in: GEO EPOCHE Nr. 71, 2015, 56-69
- HAIDER, Andreas: Der Jesuitenstaat in Paraguay. Geschichte und Vergleich mit dem Kolonialsystem Spaniens (SE-Arbeit), in: <http://www.sbg.ac.at/ges/people/wagnleitner/se0304/haider.pdf>
- HARTMANN, Peter Claus: Der Jesuitenstaat in Südamerika 1609 – 1768, Weissenhorn 1994
- HARTMANN, Peter Claus: Die Jesuiten, München 2001
- HOCHWÄLDER, Fritz: Das heilige Experiment. Schauspiel in fünf Aufzügen, Stuttgart 2009
- OSTERHAMMEL, Jürgen: Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen, München 2001
- OTRUBA, Gustav: Der Jesuitenstaat in Paraguay. Idee und Wirklichkeit, Wien 1962
- SCHATT, Gerhard: Die Kolonialreiche Lateinamerikas und ihre Kultur; in:
- PLETICHA, Heinrich (Hg.): Weltgeschichte Bd. 9. Alte Völker Neue Staaten. Die außereuropäische Welt im 17. und 18. Jahrhundert, Gütersloh 1996, 225–244
- Bild: Ruinen der Reduktion San Ignacio Mini, Fotograf: User: Loco085; Quelle: [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/f/f0/Misiones\\_-\\_San\\_Ignacio\\_-\\_Ruinas\\_de\\_la\\_antigua\\_iglesia\\_jesuita.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/f/f0/Misiones_-_San_Ignacio_-_Ruinas_de_la_antigua_iglesia_jesuita.jpg)

# ABSTIEG ZUM HÖHENRAUSCH

Die Straßenbahn fährt an. Ich blättere in einer liegengebliebenen Zeitschrift und stoße auf Rührendes über Rilke: Während seines ersten Pariser Aufenthalts legte er einmal einer alten Bettlerin statt eines Geldstücks eine aufgeblühte weiße Rose in die Hand. Sie, die sonst nie aufblickte, erhob und bedankte sich und ging davon. Erst Tage später saß sie wieder an ihrem angestammten Platz, um Almosen zu erbitten. Sie habe, so der Dichter (vermutlich aufgewühlt) zu einer Freundin, „eine ganze Woche lang nur von der Rose gelebt.“ Inzwischen gehe ich auf der Landstraße in Richtung Universität. Auf Höhe Bethlehemstraße kniet ein großgewachsener Mann mit sorgfältig übereinandergelegten Handtellern und schaut mir – der ich arglos pfeifend zur Nachmittagsvorlesung schlendere – gewaltig ins Gesicht. Sein Mienspiel bringt das vereinte Elend der Welt zur Aufführung. Je größer mein Abstand zu ihm wird, desto mehr muss er Körper und Kopf drehen, um mich weiter mit braunen Augen anleiden zu können. Nun gleicht er schon einem schiefen Fragezeichen. Endlich gebe ich mir einen Ruck – und höre auf zurückzuschauen. Und sofort fängt es in mir zu rumoren an: Hätte ich ihm was geben sollen? Aber die sind doch alle organisiert! Obwohl: Auch organisiertarme Schweine sind arme Schweine. Und wenn ich ihm einen Euro spendiert hätte, dann müsste ich gerechterweise auch dem Nächsten was geben, der 30 Meter weiter auf mich einredet, und der Übernächsten. Aber ich werde heute noch mindestens drei Kaffee trinken, da brauche ich die Münzen ... Scheiße! Ich bin doch ein Christ! Student an einer katholischen Universität! Eigentlich seltsam, dass sich die Bettler noch nicht vorm Haupteingang der KU postiert haben – wäre strategisch klug. Aber vielleicht hat sie der Gruber auch schon von dort vertrieben, um die mageren Studierendenzahlen nicht noch zusätzlich zu drücken ... Soll ich vielleicht einen auf Rilke machen und dem Fragezeichen von vorhin eine weiße Rose als Antwort geben? Das hätte was und

täte meine Noblesse eindrucksvoll ausdrücken! Aber wie mir der aussieht, verkauft er die Blume postwendend an den nächstbesten Vorbeikommenden oder schlägt ihr vor Enttäuschung, nichts Klingendes bekommen zu haben, gleich den Kopf ab. Lieber nicht! Ist auch zu kitschig; und die Pestizide auf den Rosenplantagen; und die Unglücklichen, die dort arbeiten müssen. Vielleicht sind die eh abgehauen und knien jetzt auf der Landstraße herum ... Mein Gott ist die Welt kompliziert: so hypervernetzt und instabil. Wenn ein sachter Flügelschlag eines Schmetterlings einen Wirbelsturm verursachen kann, dann ist ein lässig geschupfter Euro vielleicht in der Lage, die nächste Weltwirtschaftskrise auszulösen. Oh unreiner Widerspruch! Besser keiner und keinem was geben – dann beuge ich zumindest meiner Wirtschaftskrise vor und obendrein braucht sich niemand übervorteilt zu fühlen ... Eigentlich ein vernünftiger Ansatz: „Das Geschenk der Entsagung. Vom sozialen Nutzen gerecht verteilter Armut“ – darüber könnte man glatt einmal eine Arbeit schreiben. Vom egalitären Pathos meiner Gedanken neu belebt, schreite ich durch die Türen der Universität und werfe meinen drittletzten Euro in die mannshohe Kaffeemaschine im Foyer. Während der Koffeinsaft äußerst gemütlich in den Pappbecher tröpfelt, lese ich mit zunehmender Ergriffenheit die Werbebotschaften des Herstellers, die in Augenhöhe am Automaten prangen. Demnach werde ich in Kürze einen kleinen Braunen genießen dürfen, der mit den exakt gleichen Attributen ausgestattet ist wie ich: fair und bio. Eine Koinzidenz von transzendenter Qualität! Da mein Tag nun an seinem Gipfel angekommen scheint, beschließe ich kurzerhand, die Metaphysikvorlesung ausfallen zu lassen, um meinen mentalen Höhenrausch – bei einem weiteren Kaffee – in Ruhe auskosten zu können.

VON FRANZ NAARN

# STADT. SCHUHE. GEHEN.

kurze Prosa

I

Er war Regierungsbeamter gewesen, ein Prokurist und ledig. Seine Beine waren sehr kurz, obwohl der Oberkörper an Länge und Umfang demjenigen eines Durchschnittsmenschen glich und hatte die Angewohnheit, seine Erscheinung exaltiert gegen Andere auszuspielen. Er wölbte dann seinen Bauch hinaus soweit es ging, drückte noch Luft in die Wangen und wenn erst genug Blut in die Ohren gelangt war, wusste niemand, ob er sich freuen oder bald vor Wut rasen würde. Das jeweilige Gegenüber hatte dann meist aus Verlegenheit zu Boden geblickt.

Er hatte drei Paar Schuhe. Im Gegensatz zum Regelfall, wo umgekehrt vorgegangen wird, hatte er die Wahl des Anzugs nach der Wahl seiner Schuhe abgestimmt. Sämtliche der drei vorhandenen Paar Schuhe, waren in ungarischer Leistenform hergestellt, wobei das Lochungsmuster geringe Abweichungen vom original Budapester Lochungsmuster aufwies. Auf einem seiner seltenen Auslandsaufenthalte war er nach Budapest gereist, um Kontakt mit einem Schuhmacher in dritter Generation aufnehmen zu können. Diesem Schuhmacher hatte er Geld angeboten. Fortwährend bekam er alle fünf Jahre in der ersten Woche des Februars, ohne zu urgieren, ein Paar Budapester zu sich nach Hause geschickt. Das Lochungsmuster war das von ihm entworfene gewesen, das älteste der vier Paar Schuhe war dann ver-

nichtet worden: Zuerst wurden die Schnürsenkel aus den Ösen gezogen. Beim Entfernen der Sohle wurde mittels behutsamen Entfernens der Messingnägeln der Absatzfleck als Erstes vom Rest des einzelnen Schuhs gelöst. Darunter waren einige Schichten gegerbten Kalbsleders zum Vorschein gekommen. Diese verhärteten, wasserundurchlässigen Schichten wurden nun nach außen gebogen, um folgend die gummierte Kante, welche der Laufsohle zum Schutz vor Kantenabrieb aufgespannt war, gesamt abheben zu können. Nach Beiseitelegen des Gelenkfutters wurden sämtliche Nähte, angefangen am Hinterriemen, dem Verlauf folgend bis zur Vorderkappe aufgetrennt, wobei dem Leder die eingetragene Form belassen und einzelne Teile ebenso beiseitegelegt wurden. Übrig bleiben Brandsohle und Innenfutter. Bei qualitativem Schuhwerk sondert das Innenfutter auch nach jahrelanger Benutzung unter der Voraussetzung adäquater Pflege und stets ausreichender Ruhezeit nach den Spaziergängen keinen unangenehmen Geruch ab. Er hatte die einzelnen Teile gesondert entsorgt und anschließend das neue Paar Budapester in sein Schuhregal gestellt.

II

Eine ehemalige Freundin, die in einem Kostümververleih im Innenhof eines Altbauhauses, das an der Hauptstraße liegt, gearbeitet hat. Sie





© Laura Höllhumer

hat erzählt, das Narrenkostüm, welches unter Hunderten von Kostümvariationen im Kostümvorleih vorrätig gewesen war, sei als Einziges niemals ausgeliehen worden. Dabei war das Narrenkostüm vollständig. Die wenigsten Kostüme sind vollständig, entweder fehlt der zum Thema passende Schmuck oder die zum Thema passende Kopfbedeckung oder eben eine Maske oder Schuhe. Das Narrenkostüm hatte aus einer Narrenkappe bestanden, wie sie laut Überlieferung ein bekannter mittelalterlicher Volksnarr aus dem ehemaligen Preußen getragen haben soll. Diese Information war auf einem Zettel aus Kunststoff an der Innenseite der Kappe extra eingnäht worden. Mit der Kappe, die vom Scheitelpunkt aus in lauter Zipfel auseinander fährt, wo an jedem ein Glöckchen hängt, soll der Narr durch die Fenster einer Bäckerei gegangen sein. Dann ein geplustertes Wams, stark gepolstert, sodass der Torso des

Trägers unkenntlich verformt wird. Darunter dann die Pluderhose, im gleichen Rot und Gelb gestreift wie das Oberteil. Über die Knie hat der Stoff gereicht, da sind dann die dicken Strümpfe zum Vorschein gekommen, mit veraltetem Strickmuster, neu gestrickt aus fester Wolle. Die Freundin hat erzählt, ein Kunde hätte das Kostüm ausborgen wollen, ein Student dem es durch sein schelmisches Auftreten auch irgendwie hätte passen müssen. Frech sei er gewesen schon beim Gruß und aber auch charmant und mit feinen, glatten Zügen im Gesicht. Wie der Student das Kostüm probiert hätte, wären die Schuhe als Letztes zum Anziehen dran gewesen und Schnabelschuhe seien es gewesen, wendegenäht und die Farben wie der Rest der Kostümteile nach mittelalterlichem Vorbild, also, jenes Wort hatte sie verwendet, authentisch. Die Glöckchen an den Spitzen der Schuhe wären aber bei jedem Schritt noch

lauter gewesen, als die Glöckchen an der Narrenkappe; das wäre der Grund gewesen, warum der Student sich dann doch noch gegen das vollständig vorhanden gewesene Narrenkostüm und für das gern geliehene Kostüm eines Polizisten ohne Helm und Handschuhe entschieden hätte. Wie er nämlich mit den Schnabelschuhen vor dem Spiegel gestanden wäre, hätte ihn das Aussehen schon belustigt. Dann wäre er im Narrenkostüm im Kostümverleih herumgegangen und immer weniger belustigt gewesen. Weil die Schellen so laut gewesen seien, hätte er beim Ausleihen des Polizistenkostüms an der Kassa zu meiner Freundin gesagt, hätte er sich umentscheiden müssen. Er wolle nicht, dass jeder Schritt den er macht auch fraglos mitkommentiert wird, er wolle lieber den Polizisten machen.

### III

Auf einem Herrenabend im Beisein einiger Honoratioren einer Kleinstadt, war einer der anwesenden Gäste ein Tänzer gewesen. Hauptberuflich hatte dieser das Amt des Sekretärs eines Prokuristen im Hauptverwaltungsgebäude der Stadt inne, das er tadellos ausführte. Er war hochgewachsen und schlank, wirkte zerbrechlich und von innen heraus anmutig. Wenn er zum Tanz aufgefordert wurde, zog er Tanzschuhe aus einem Rucksack hervor, den er überallhin mitnahm. Als bekannt geworden war, dass er homosexuelle Neigungen entwickelt hätte, wurde ihm ein unrühmlicher Spitzname verpasst, der nur dann Verwendung fand, wenn er selbst gerade nicht mit im Raum war. Den Verdacht der Homosexualität hatte der Tänzer dadurch hervorgerufen, dass, wenn in einem Gespräch das Thema Homosexualität im Allgemeinen angeschnitten worden war, er sich einer Meinung grundsätzlich enthalten hatte. In seinem Rucksack waren die Schuhe, die er zum Tanzen brauchte. Wenn er tanzte, wurde er meist aufrichtig bewundert, auch beneidet. Der schwule Mann war ein guter Tänzer. Die Damen wollten gern mit ihm tanzen. An besagtem Herrenabend war

es spät gewesen. Einige der anwesenden Honoratioren hatten getrunken. Der schwule Tänzer hatte auch getrunken. Da man ihn hatte tanzen sehen wollen, jedoch keine Dame anwesend war, forderte man ihn dazu auf, neu zu tanzen. Im Repertoire des schwulen Tänzers waren sämtliche Standardtänze enthalten, wobei sein Talent für lateinamerikanische Tänze, besonders den Tango betreffend, bezeichnend hervorstach. Jedoch stand der Tänzer auch modernem Tanz aufgeschlossen gegenüber, da er den Tanz an sich sehr liebte. Der Pfarrer der Kleinstadt bat ihn etwas sekkierend, einen spontanen Ausdruckstanz vorzuführen. Die übrigen Anwesenden stimmten dem Vorschlag schnell zu und hatten den schwulen Tänzer nach einiger Überredung auch überzeugen können. Kurz nach Beginn der Vorführung war der schwule Tänzer ungeschickt am Parkett ausgeglitten und hatte sich dabei die Sehne um den linken Knöchel gezerrt. Nachdem er gefallen war, bildete sich eine immense Schwellung um das Sprunggelenk. Ihm ist zögernd Hilfe zuteilgeworden und später hat er sich den Vorfall betreffend dahingehend gerechtfertigt, dass der Absatz der Tanzschuhe, dessen Höhe 4,3 Zentimeter gemessen hatte, für derart experimentellen Ausdruckstanz wie er von ihm verlangt worden wäre, schlicht nicht geeignet gewesen sei. Der Hausdokter, welcher an dem Herrenabend ebenfalls anwesend gewesen war, verordnete konsequente Ruhigstellung des Beines und eine durchgehende Tanzpause von mindestens einem halben Jahr. Seitdem wird der Spitzname des schwulen Tänzers auch in seinem Beisein vorbehaltlos ausgesprochen.

VON PETER SCHINK

# JERUSALEM

22. – 28.05.2016 ein Reisebericht

Schon während dem Flug und der anschließenden Busfahrt von Tel Aviv nach Jerusalem, gibt es in der „österreichischen Gruppe“ (die Exkursion setzte sich aus 4 Student\_innen der KU und 3 Student\_innen von einer Uni in Zürich, sowie der Lehrveranstaltungsleiterin Prof. in Anna Minta zusammen) nur zwei Themen: Wer hat die Wahl zum Bundespräsidenten gewonnen und gäbe es nicht eine Möglichkeit, den starken Konflikt in Jerusalem irgendwie zu lösen? Die erste Frage —wenngleich eine Zitterpartie — löst sich am Montag auf; wir sind erleichtert. Doch schon im Zuge unserer Vorbereitungen auf die Reise vermuten wir, dass die zweite Frage unlösbar scheint, was sich im Laufe der Woche noch verstärken sollte.

## SONNTAG, 22.5.

Nach einer relativ milden Befragung, warum wir in Jerusalem einreisen wollen, dürfen wir unser Gepäck endlich holen und stoßen auf die zweite Gruppe — die Chemie stimmt sofort, wir haben Glück. Hoteltransfer, Check-in, einmal kurz frisch gemacht und los geht's! Wir gehen den Nachmittag entspannt an, genießen die Stadtansicht und essen unseren ersten Falafel-„Burger“ — das sollte auch nicht der letzte sein, denn Hummus und Falafel gibt es hier an jeder Straßenecke.

## MONTAG, 23.5.

Es ist heiß, die Einheimischen sind zumeist mit langer Hose und oft langärmelig gekleidet, vor allem rund um die Klagemauer, wo wir den frühen Nachmittag verbringen. Wir suchen uns ein schattiges Plätzchen mit Blick auf die Mauer und werden von einer der Kolleg\_innen über The Old City gebrieft. Ab dem 19. Jh.

kam es zu immer schlechteren Wohnbedingungen, was zu vielen Auflagen und einem Drängen aus der Stadt führte. Der kleine Teil der alten Tempelmauer den man sieht — für Gebete und Andacht zugänglich gemacht —, ist getrennt für Frauen und für Männer. Ich beobachte sie, vergleiche unterschiedliche Gesten und Riten. Von den Tourist\_innen abgesehen, befinden sich hier hauptsächlich Menschen jüdischer Religion. Sie weinen, sprechen oder singen leise Gebete, stecken Zettel in die Risse der Wand, berühren und küssen die Mauer.

## DIENSTAG, 24.5.

Einen Kontrast zur gestrigen Davidstadt, Klagemauer und Erlöserkirche bildet der heutige Tagesplan. Wir beginnen mit der von Eric Mendelsohn gebauten Schocken-Bibliothek, nehmen an einer Führung im Obersten Gerichtshof teil (Es handelt sich dabei um ein Gebäude aus den 90er Jahren. Ich bin beein-

druckt von der Symbolträchtigkeit der Architektur, aber auch überrumpelt, dass in einem Justizgebäude jede Treppe, die Anzahl der Räume usw. eine [jüdisch-]religiöse Bedeutung haben.) und schließen den Tag um 21 Uhr mit dem Israel-Museum ab.

### **MITTWOCH, 25.5. – TAGESAUSFLUG IN DIE WESTBANK**

Pässe und Ausreiseticket mitnehmen, ein kleiner Privatbus bringt uns über die Grenze. Erster Halt, ein moderner, langgezogener Bau, der umrisshaft das Gebiet der Palästinenser widerspiegeln soll und an einer Seite umgeben ist von einer großen Gartenanlage, von einer Künstlerin gestaltet: The Palestinian Museum. Erstaunlich ist, dass es den Betreiber\_innen offensichtlich um die Aussage eines Museums in der Westbank geht, denn Ausstellungen bzw. eine Sammlung gibt es noch nicht und im Depot hängen etwa 6 Bilder. Zweiter Stopp: Wir erhalten eine Führung durch „Rawabi“, eine komplett neu konstruierte Stadt, und sind umgeben von Luxuswohnungen in Hochhäusern. Dabei stellen sich drei Fragen: Wie hoch kann ein Lebensstandard bei so dichter Bebauung bleiben, wer kann sich so teure Wohnungen leisten und warum wurde so viel Wert auf die Repräsentation der Stadt gelegt, nicht aber auf Alltäglichkeit und abwechselnde architektonische Strukturen?

### **DONNERSTAG, 26.5.**

Keine kurzen Hosen, Tuch über die Schulter, kein Dekolleté zeigen. Wir beginnen den Tag mit dem Tempelberg, wo sich der Felsendom und die al-Aqsa-Moschee befinden, beides von muslimisch Religiösen gebaut und genutzt. Die Angst und die Verbitterung, aus dem Land vertrieben worden zu sein, sind hier besonders deutlich spürbar, denn jede Bewegung wird von mehreren Sicherheitskräften überwacht.

Dementsprechend sorgt es für Aufruhr, dass unsere Gruppe sich in einen Kreis zusammensetzt, um das vorbereitete Referat und die mitgebrachten Bilder einer Kollegin zu hören bzw. zu betrachten, denn man hielt uns für eine jüdisch betende Gruppe und die Sicherheitsleute hatten offensichtlich Angst vor einer Messerstecherei mit muslimischen Gläubigen. Den Tagesabschluss bildete Yad Vashem, eine Gedenkstätte, die nicht nur in ihrer enormen Größe versucht, den Millionen gestorbenen und überlebenden Juden im Holocaust gerecht zu werden, sondern auch in der Architektur der einzelnen Monumente. Die Kindergedenkstätte ist innen mit Spiegeln verglast, es ist still und dunkel, es brennen wenige Kerzen; durch die Spiegel wirkt es wie tausende Lichter, um an die tausenden gestorbenen Kinder zu erinnern. Wir gehen weiter zur aus einzelnen Steinen massiv gebauten Gedenkhalle und sind von der veränderten Innenansicht überrascht. Es ist dunkel, der Bau wirkt leicht, was im Gegensatz zur bedrückenden Stimmung steht, in die die Besuchenden durch die Tageslichteffekte und den Ebenenunterschied automatisch versetzt werden.

### **FREITAG, 27.5.**

Heute starten wir mit einem prominenten Andachtsort, der Grabeskirche im christlichen Viertel der Altstadt. Nachdem sich jede\_r einzeln einen Überblick über die Architektur verschafft hat, verschiedene Pilger- und Tourist\_innengruppen dabei beobachtet hat, den vermeintlichen Salbungsstein zu küssen oder sonst wie eine Verbindung zum Göttlichen aufzubauen, treffen wir uns vor dem Haupteingang, wo ich mein Referat vortrage. In der Grabeskirche, einem sehr kleinteiligen Gebäude, das eine aufwändige Baugeschichte mit sich trägt, sind Kreuzigung, Grab und Auferstehung von Jesus vereint, was die vielen Gläubigen zwar vielleicht nicht nachvollziehbar



Damaskustor © Laura Höllhumer

macht, aber jedenfalls erklärt. Nach einer Tour im Tower of David-Museum gönnen wir uns einen kurzen Shoppingnachmittag, mit einem Spiel des Verhandeln. Ich beherrsche es nicht, aber Scherze, anfänglich viel zu hohe Preise und eine geradezu aufdringliche Höflichkeit sind hier common.

### **SAMSTAG, 28.5.**

Bei der Grabeskirche ist kein zur Zeit von Jesus von Nazaret übliches Felsengrab zu sehen, sondern nur ein darüber gebautes Grab zur Ehrung mit Marmorplatten und vielen Verzierungen. Das entfacht in unserer Gruppe sofort die Frage, ob es überhaupt ein Felsengrab un-

ter der Kirche gibt und —selbst wenn — wie-so Gläubige verschiedener christlicher Konfessionen einen unsichtbaren Platz verehren. Viel anschaulicher ist da schon das sogenannte Gartengrab außerhalb der Altstadt, das wir am Samstagvormittag besichtigen. Archäologische Befunde beweisen zwar nur, dass es sich um ein Grab aus der Eisenzeit handeln muss, die andächtigen Gläubigen scheint dieses Faktum aber nicht zu stören. Eines ist auf jeden Fall gewiss: Egal ob Tempelberg, Klagemauer, Gartengrab oder Grabeskirche, Jerusalem ist politisch höchst aufgeladen und multikulturell, was den Ort äußerst interessant, für die Einheimischen aber schwierig und vermutlich bedrückend macht.

# RITUAL

Es ist also jemand gegangen. Ein Mann. Und wieder einmal; wie sonst auch. Wo der Mann gegangen ist, das war in der Stadt und wann, das war irgendwann. Wie aber der Mann gegangen ist: Um ein wenig aufzuklären kann vorausgeschickt werden, dass demjenigen eine Gangart eigen war, über die allgemein Viele, aber, gemessen am Weltaufwand an Menschentum trotzdem Wenige, verfügen.

Es wäre aber übertrieben zu sagen, dass eine besondere Gangart beschrieben würde. Gemessen an der Masse – und wie soll sonst ein Maß entwickelt werden – ist der zu beschreibenden Gangart keine Eigenart zuzugestehen. Es handelt sich also nicht um eine so genannte Besonderheit, die aus der Vogelperspektive unmittelbar auffällt. Da ist kein Tanz oder sonst wie ausgreifendes Verhalten sichtbar, keine Geste des Zeigens oder Weisens auf Besonderes, kein Ausbruch von Gefühl oder Affekt, der den Umstehenden und sich Mitbewegenden ein Innehalten aufzwingt, Ausweichen oder Mitspielen umgehend abnötigt. Am ehesten ließe sich von dieser Gangart sprechen hinsichtlich der ersten Fassung eines aufkommenden Rituals. Kann dieses zwar erst nach eingehender Wiederholung und Abgrenzung vom steten Alltag als solches bezeichnet werden, so braucht es doch den erstmaligen Vollzug desselben, einen Prototyp, um überhaupt einmal etabliert werden zu können und darin liegt nun auch die Relevanz jener Art und Weise, sich fortzubewegen. Folgend soll der die Leser\_in sich also begnügen mit der Beschreibung der geistigen und physischen Erstbewegung dessen, was im Nachhinein als so genanntes Ritual sich scheinbar wie von selbst seiner konventionellen Wiederholung im Großen zubewegt haben wird. Und so geht also so Einer daher: Mitten in den Leuten steht er einfach da, unbewegt und ohne Zwang. Versucht er dann, sein Bein in Maßen, d. h. gemächlich und für andere also unbemerkt jetzt anzuheben, kommt er nicht

einmal dazu, zu stocken. Vor dem Stocken nämlich bleibt ihm die Bewegung fraglich und bleibt aus. Was also passiert: der Eine bleibt einfach stehen und das ist der Beginn. Dem Stehenbleiben folgt nun klar das Fragen nach demselben und weiter – in dieser Reihenfolge – die Erkenntnis der Fragwürdigkeit desselben, schließlich eine notwendige Art der Resignation. Der Eine hebt also doch schließlich ein Bein. Und wie? Weder denkt er daran, den Muskel aufs Nötigste zu spannen, noch an die Unumgänglichkeit, sich irgendwann – aus welchen Gründen auch immer, seien sie triebhafter oder existentieller Natur –, fortbewegen zu müssen. Das Bein hebt er aus reiner Absichtslosigkeit und vorerst bleibt es dabei. Da steht er jetzt, millimeterweise die rechte Sohle über den Pflasterstein erhoben und verweilt, fragt weiter und er langweilt sich ganz unerhört, weil da etwas ganz und gar um seiner selbst willen geschieht. Was nun folgt, ist unschwer vorauszusehen. Den Muskeln befehlen, so ganz direkt; das vermag er nicht. Fraglich bleiben, daran ist er gewohnt, also irgendwie kommt das Bein als Ganzes weiter nach oben. Adductor longis, M. gracilis, M. pectineus, Adductor brevis, Adductor magnus, M. sartorius, M. rectus femoris, M. vastus intermedius, M. vastus medialis, M. vastus lateralis, M. quadrizeps, M. biceps femoris, M. semitendinosus, M. semimembranosus, M. extensor digitorum longus, M. extensor hallucis longus, M. peroneus longus, M. peroneus brevis, M. gastrocnemius, M. soleus, M. plantaris, M. tibialis posterior, M. flexor digitorum

longus, M. flexor hallucis longus und Tibialis anterior spielen unbemerkt sich auf zur gemeinsamen Höhe; dem Einen hängt sein Bein nun siebenundzwanzig Zentimeter über dem Gehweg. Dessen, was er gerade vollführt hat, wird er sich gerade bewusst, da kommt der Entschluss zur radikalen Entwicklung. Ohne jede Erlaubnis stampft er sein eines Bein grob zu Boden zurück, um gleich darauf das andere ganz toll in die Luft zu hieven. Weit kommt er nicht, wegen der laxen Sehnen; ganz knapp erreicht der Fersenballen des linken Fußes Hüfthöhe und saust gleich wieder runter, klatscht gegen den Pflasterstein. Dem ist nicht genug, dergleichen muss man ausreizen! Ein Tritt zum Boden hin, noch einer und schon wieder, noch ein Druck, ein Runter, ein Bewegen bloß aufgrund des reinen

Könnens und das wiederholt; der Eine bewegt sich langsam und für sich und in einer Planung, die, wer weiß woher sie kommen mag, ihn führt zum Treten, zum Kontakt mit was auch immer unten bleibt und folgsam der Bewegung Widerstände gibt. „So ein Boden!“, denkt er sich. Und: „Was für eine Welt!“ Bald darauf, nicht lang, nicht kurz danach, geht er dorthin, was er Zuhause nennt. Währenddessen schlendern seine Arme raumgreifend nach hinten weg und gleich wieder zurück, aber das merkt er nicht. So schön erfüllt bleibt er jetzt im Spazieren und ausgeglichen. „Komm doch“, denkt er, „komm doch!“ „Ich brauche nur“, denkt er, „zu wiederholen.“

**VON PETER SCHINK**



*Sumoringer aus Japan, Quelle:  
[http://www.blick.ch/life/reisen/  
ab-nach-japan-tokio-in-24-stunden-id2318462.html](http://www.blick.ch/life/reisen/ab-nach-japan-tokio-in-24-stunden-id2318462.html)*

# HENRY FORD

## und die Musik vom Fließband

Wie sich die Entwicklung einer Stadt an ihrer Musikszene ablesen lässt, möchte ich im folgenden Beitrag am Beispiel von Detroit (im US-Bundesstaat Michigan), einer Metropole der Autoindustrie, zeigen. Aufregende und innovative Entwicklungen schrieben dort Musikgeschichte, ausgehend von „Hitsville USA“ über Proto-Punk bis Techno!

### BLUES

John Lee Hooker bleibt bis zum heutigen Tag der einzige berühmte Vertreter des Detroit-Blues, der sein Zentrum im Stadtteil Black Bottom hatte. Wie sein ungleich bekannterer „Zwilling“, der Chicago-Blues, entstand jene Stilrichtung dadurch, dass verarmte schwarze Arbeiter aus den ehem. Südstaaten in den 1920er und -30er Jahren in die Großstädte wanderten und ihre Musik mitbrachten, die sie dort erstmals elektrisch verstärkten. Hooker stammte aus Clarksdale, Mississippi (geb. 1912 od. 1917) und vereinte im rauen „Boom Boom“ (1962) Blues und Boogie. Das Lied wurde seither gerne gecovert, nicht erst seit seinem Auftritt im Film „Blues Brothers“.

YouTube: **JOHN LEE HOOKER** - Boom boom

### MOTOWN

Wem der Name rätselhaft erscheint, dem sei hiermit geholfen: Motor + Town = Motown, eine Anspielung auf Detroit. Nicht nur Fahrzeuge wurden industriell gefertigt, sondern eine Zeit lang auch Popmusik. Etwa 20 Jahre und über 100 Hits währte die goldene Ära des Motown-Sounds, nachdem Berry Gordy im Januar 1959 seine erste Plattenfirma gründete. Selbstbewusst nannte er das Studio „Hitsville USA“, wo er mit seiner Motown Record Corporation R&B-

, Pop- und Soulmusik von hoher Qualität aufnahm. Motowns Markenzeichen war dabei der harmonische massentaugliche Klang, den die Studiomusiker, die Funk Brothers, ablieferten. Dafür verwendeten sie Orchester, Bläser, Hintergrundchöre (unter Einsatz von Call-and-Response-Gesang), Saxophone, donnernde Percussion und melodische Bässe, die die Stücke vorantrieben.

Viel verdankte die Firma auch ihren talentierten Songschreibern, besonders dem Trio Brian Holland, Lamont Dozier und Eddie Holland, die in den 1960ern die Hits geradezu am Fließband erzeugten. So schrieben sie etwa welche für die Sängerin Mary Wells. Als diese jedoch eines Tages ihren Studiotermin verpasste, sprang spontan die Sekretärin Martha Reeves ein. Sie kam, sang und wurde berühmt. Von ihrer Gruppe existiert übrigens ein Musikvideo, das in einer Autofabrik gedreht wurde!

YouTube: **MARTHA REEVES & THE VANDELLAS** - Nowhere To Run (1965) HD 0815007

Zur Unternehmenskultur gehörte es, die Künstler\_innen, die oft aus einfachen Verhältnissen stammten, in jeder Hinsicht zu fördern. So sollten sie als Afroamerikaner\_innen etwa



besonders elegant, gut gekleidet und stilvoll auftreten, um etwaige Vorurteile des weißen Publikums zu entkräften. Auf gemeinsamen Tourneen perfektionierten die Neulinge ihre Auftritte und lernten von ihren erfahreneren Kolleg\_innen. Solche Profis waren etwa The Four Tops. Sänger Levi Stubbs wandelte wie ein Baptisten-Prediger gekonnt auf dem schmalen Pfad zwischen Singen und Rufen, etwa beim Titel „I Can’t Help Myself“ (1965).  
 YouTube: **THE FOUR TOPS**-I Can’t Help Myself (Sugar Pie, Honey Bunch)

### ROCK

Abseits des gefälligen Motown brach Mitte der 1960er bis Anfang der 1970er eine musikalische Revolution aus, als weiße Kids ihre Verstärker bis zum Anschlag aufdrehten und energischen, rohen Rock spielten. Kommerziell zwar chancenlos, aber ungemein einflussreich für spätere Generationen, traten MC5, Mitch Ryder & The Detroit Wheels oder die Bob Seger-Band ins Rampenlicht. Sie und vor allem The Stooges, mit ihrem Sänger Iggy Pop, gelten als Vorläufer des Punk (= Proto-Punk).  
 YouTube: **THE STOOGES** - I wanna be your dog (1969)

Ebenfalls aus Detroit stammten übrigens The White Stripes (1997 – 2011), die Anfang der 2000er Jahre u. a. mit einem originellen Musikvideo von Michel Gondry Furore machten.  
 YouTube: **THE WHITE STRIPES**-Hardest Button To Button

### TECHNO

Als in den 1980ern die Autoindustrie in die Krise schlitterte und Motown in den letzten Zügen lag, erwachte eine unerwartete Gegenbewegung: der Detroit-Techno. Seine schwarzen Hauptprotagonisten Derrick May, Kevin Saunderson und Juan Atkins warfen einen kritischen Blick auf die Entwicklung ihrer Stadt.



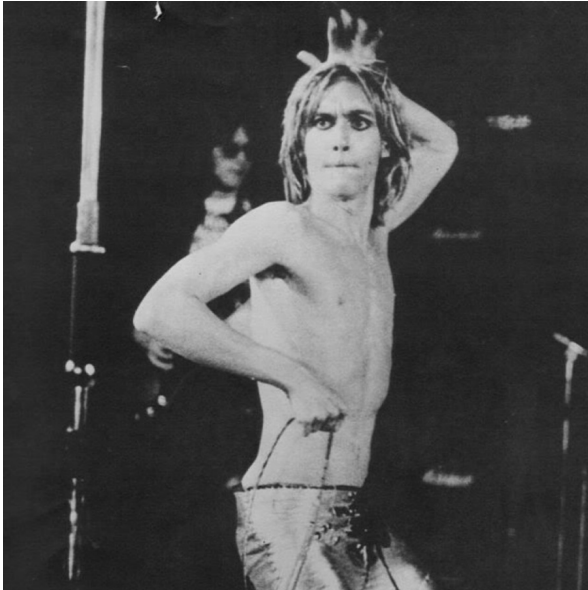
**Berry Gordy**  
 präsentiert  
 eine Single der  
 Gruppe „Supremes“



**The Four Tops**  
 achteten  
 auf gutes  
 Aussehen

**Iggy Pop alias**

James Newell

*Osterberg, wie üblich  
oben ohne*

Sie empfanden sie als bedrohlich, kaputt und kalt. Noch dazu war sie nach Rassen getrennt, wobei in den Vororten die Weißen und in der verfallenden Innenstadt die Schwarzen wohnten. Vermittelte Motown noch Optimismus und Lebensfreude, so reflektierte Techno nun den Niedergang und die graue Realität. Derrick May befand: „Wenn man in solcher Umgebung Musik macht, kann sie nicht fröhlich sein.“

Beeinflusst von technologisch interessierten europäischen Gruppen, die mit Synthesizern und Drumcomputern arbeiteten (z. B. Kraftwerk, Depeche Mode), kreierte Atkins und seine Kolleg\_innen eine neue Stilrichtung, indem sie diese Klänge mit schwarzer Funk-Musik verbanden. Heraus kam eine Art früher Techno-Musik, die sowohl minimalistisch als auch tanzbar war und sich gegen Kommerzialisierung sperrte.

Zu der Zeit existierte eine lebendige Szene von High School-Partyorganisationen, die auch in der Lage waren, eigene Platten zu produzieren. Beispiele dafür wären etwa das Stück „Sharevari“ (1981) von A Number Of Names oder „Techno City“ (1984) von Cybotron.

YouTube: **ANUMBEROFNAMES SHAREVARI UND CYBOTRON** - Techno City



VON KATHARINA KAAR

# ÖHA!

## LIEBE STUDIERENDE!

Das Studienjahr ist nun beinahe zu Ende – hoffentlich habt ihr (beinahe) alles erreicht, was ihr vorhattet. Danke auch von unserer Seite für euer Vertrauen, Engagement und eure Dienste rund um die Uni. Das Thema Stadt ist in unserem Uni-Alltag präsenter als man zunächst annimmt. Zum einen ist die KU (glücklicherweise) im Zentrum von Linz, einer der größten Städte unseres Landes. Ringsherum finden wir profane und sakrale Bauwerke, Orte des gesellschaftlichen und sozialen Zusammenkommens, Orte der Weiterbildung, der Zerstreuung, der Erholung und auch der Routine. All diese Bereiche und mehr braucht eine Stadt um als Stadt gelten zu können und den benötigten Anforderungen ihrer Bewohner\_innen gerecht zu werden. Dabei wird uns die uns umgebende Stadt allzu schnell alltäglich, gewöhnlich, ja beinahe banal. Sie fungiert plötzlich nur mehr als Ort der täglichen Abläufe und gewohnheitsmäßigen Strukturen. Die Besonderheit und der ästhetische Reiz der Stadt geraten dabei leider oft in den Hintergrund. Doch Stadt ist auch Geschichte, ist primäre menschliche Form des Gemeinsam-Seins, ist Kultur, Natur und Lebensraum. Der Stadt diese Aspekte wieder zuzusprechen, in Zeiten des hektischen Treibens und des gedankenverlorenen Beschäftigtseins, ist eine Aufgabe, die immer wiederkehrt. Bei ihrem Gelingen kann eine\_r die Stadt als ästhetisch ansprechender Ort des Miteinanders

wieder viel geben und die Lebensqualität verbessern. Deshalb ein kleiner Anstoß für die Prüfungszeit und die anstehenden Ferien: Einfach die eigene Stadt, den Ort des alltäglichen Lebens wieder einmal bewusst und neu wahrnehmen. Beim hastigen Durchqueren der Stadt einfach einmal das Tempo reduzieren, den Kopf heben und die Dächer, Giebel und Balkone der Häuser inspizieren. In den Park setzen und bewusst den Geruch der Blumen wahrnehmen und das Gras an den Füßen spüren. An Orte gehen, an denen man noch nie war und sich dort bewusst umschauchen. Kurzum, das Urlaubsflair des Fremden und Neuen auch einmal in der eigenen Umgebung bewusst erleben und wahrnehmen und so ein Stück weit auch sich selbst zu erkennen. Percipio ergo sum!

### Facts fürs neue Studienjahr:

Die ÖH KU erarbeitet gerade gemeinsam mit der Uni zwei „StV-Lehraufträge“ für das Studienjahr 2016/17. Details folgen dann Anfang des Wintersemesters. Das ÖH-Café wird auch im kommenden Studienjahr fortgesetzt. Die ersten Termine findet ihr dann zu Semesterstart im Oktober 2016. Im Mai 2017 finden die nächsten ÖH-Wahlen statt. Denkt in Ruhe darüber nach, ob dieses Amt etwas für euch wäre – man lernt viel, gewinnt gute Einblicke in die Uni und hat Mitspracherecht auf Uni-Ebene und im eigenen Fachbereich. Infos jederzeit bei der ÖH KU!

# IMPRESSUM

Ausgabe 21 / Juli 2016

## **DYNAMIS**

Studierenden-Zeitschrift der KU Linz

## **HERAUSGEBER**

Studierende der KU Linz

## **REDAKTION UND VERTRIEB**

Dominik Harrer  
Franz Baumgartner  
Katharina Kaar  
Laura Höllhumer  
Peter Schink  
Andrea Hörndler  
Joseph Sonnleitner  
Herr Naarn

## **LAYOUT**

Laura Höllhumer  
& Andrea Hörndler

## **AUFLAGE**

260 Stk.

## **DRUCK**

Firma Kroiss & Pichler GmbH, Römerweg 1,  
4844 Regau

## **KONTAKT**

Katholische Privat-Universität Linz  
Redaktion »dynamis«  
Bethlehemstr. 20, 4020 Linz  
[dynamis@ku-linz.at](mailto:dynamis@ku-linz.at)

Die Artikel spiegeln nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wider. Falls nicht anders angegeben, sind die Abbildungen Werke der Autor\_innen oder entstammen freien Internetquellen. Sollten Sie der\_die Urheber\_in der Bilder sein, bitten wir Sie darum, mit der Redaktion in Kontakt zu treten.

## **BEITRÄGE AN**

---

[dynamis@ku-linz.at](mailto:dynamis@ku-linz.at)